

» Zu Hause in der Fremde? «



Herausgeber:

missio
glauben. leben. geben.

Internationales Katholisches Missionswerk
Ludwig Missionsverein KdöR
Pettenkoflerstraße 26-28 • 80336 München
Tel. 089/5162-0 • Fax: 089/5162-335
info@missio.de • www.missio.com

Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag
von jährlich € 10,- enthalten.

Redaktion: Dr. Christian Mazenik
Tel. 089/5162-250
c.mazenik@missio.de

Redaktionsschluss: 1. März 2016
Erscheinungsweise: viermal jährlich

Layout: donath & friends, Dachau
Gedruckt auf FSC-Papier

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Gott sei Dank, zu Hause!“
Wer kennt nicht dieses Gefühl, nach einer langen, auch noch so schönen Reise heimzukommen, anzukommen, dort, wo einem die Umgebung vertraut ist, wo man sich sicher fühlt und die Geborgenheit spürt? Der Schweizer Kapuziner Walter Ludin hat einmal gesagt: „Heimat entsteht in der Fremde.“ Was bedeutet Ihnen Ihr Zuhause? Wer oder was ist für Sie Heimat? Wie gehen Sie mit diesem Geschenk „Heimat“ um?



Für allzu viele Menschen weltweit bleibt ein Zuhause zu haben gegenwärtig jedoch ein kaum erfüllbarer Wunsch. Aufgrund von Kriegshandlungen, Naturkatastrophen oder allgemeiner Perspektivlosigkeit mussten sie ihr vertrautes Umfeld verlassen, um Rettung zu suchen in einem anderen Land – in der Hoffnung auf ein besseres Leben und in der Ungewissheit über die Zukunft: Kann ich je wieder in meine angestammte Heimat zurückkehren? Wird mir in diesem neuen Land fern meines Zuhauses je die Chance eröffnet anzukommen, heimisch zu werden? Und trotz allem: Heimat ist letztlich auch da, wo Zukunft ist!

In diesem Sinne: Helfen wir als Christinnen und Christen mit, möglichst vielen Menschen diese Zukunft zu ermöglichen!

Ihr

Christian Mazenik

» In der Fremde zu Hause sein « 3

Blick in die Bibel 7

„Du sollst den Fremden lieben wie dich selbst“ (Lev 19,34)

Pastoral weltweit 9

- A Interkulturell leben
- B Für die Postmoderne: Öffentliche Theologie in Indien

konkret erlebt 13

Frieden und Harmonie – Interreligiöser Dialog in Pakistan

Global denken – lokal handeln 15

Auf dem Weg zur Teilhabe

Liturgischer Impuls 17

Heimat in der Fremde

Schule konkret 19

So lebt Sharifa aus Uganda

Kinder der Einen Welt 21

Mein Zuhause – dein Zuhause. Komm zu mir in mein Haus, von Herzen lade ich dich ein

Medientipp 25

Pinnwand 27



Zum Titelbild:

„Zusammenleben“

Der 70-jährige syrische Künstler Farid Georges studierte in seiner Heimatstadt Homs und später in Rom an der „Academia di Belle Arti“. Seit 2014 lebt er mit seiner Familie in Deutschland. Seine Werke erinnern an die Schönheiten seines Heimatlandes, in das der Krieg mit seinen Schrecken eingebrochen ist. Weitere Bilder von Farid Georges finden Sie unter kunst.jesuitenmission.de.

von Claude Ozankom

In der Fremde zu Hause sein. Dieses Ansinnen ist heute alles andere als selbstverständlich. Denn gegenwärtig befinden sich weltweit ca. 54 Millionen Menschen auf der Flucht. In engem Zusammenhang damit stehen die aktuellen Flüchtlingsbewegungen, die die gesellschaftliche Kohäsion in Europa und Deutschland vor eine Herausforderung ungeahnten Ausmaßes stellen. Gleichsam unweigerlich gerät das Thema Migration zugleich ins Rampenlicht der öffentlichen Wahrnehmung und gibt Anlass zu Einschätzungen, die gegensätzlicher nicht ausfallen könnten.

Folgende Frage drängt sich daher in den Vordergrund: Kann jemand in redlicher Weise in der Fremde zu Hause sein?

I. Blickpunkt: Heilige Schrift

Für die Beschäftigung mit den Themen „Migration“ und „Flucht“ aus christlicher Perspektive ist die Heilige Schrift das grundlegende Dokument. Dabei fällt auf, wie sehr das „Viatorische“ für das Leben und Wirken der zentralen Gestalten der Bibel kennzeichnend ist. So sind beispielsweise Abraham und seine Frau, Isaak und Rebekka, Elia und Jesus in einem gewissen Sinne als „Migranten“ unterwegs. Gleichwohl geht die Initiative von Gott selbst aus. Dies wird nicht zuletzt an jener historischen Gestalt greifbar, die am Anfang und im Zentrum des christlichen Bekenntnisses steht: Jesus von Nazareth. Durch ihn wird das Personale als ursprüngliches und zentrales christliches Identitätsprinzip markiert.¹ Nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem Weihnachtsfest wird in Erinnerung gerufen, dass Jesus mit seinen Eltern angesichts der Mordpläne des Herodes in Ägypten Zuflucht finden musste (vgl. Mt 2,13-15). Für die vergleichsweise überschaubare Zeit seiner Predigtstätigkeit stimmen die Evangelien darin überein, dass er immer wieder durch Dörfer und Städte zog (vgl. Lk 13,22) und dass er letztlich keinen Ort hatte, an dem er sein Haupt hätte hinlegen können (vgl. Mt 8,20).

Weitet sich der Blick über die zentralen Figuren biblisch-gläubiger Existenz hinaus, so zeigt sich, dass Gott zuweilen das ganze Volk zum Adressaten erhebt. Beispielsweise führt er das ganze Volk Israel aus Ägypten heraus (vgl.

Ex 20,2f.) und übereignet ihm ein Land, in dem, wie es die Verheißung formuliert, Milch und Honig fließen. An diese markante Zeit seiner Existenz erinnert Gott das Volk und schärft ihm zugleich ein angemessenes Verhalten gegenüber dem Fremden ein. Dies pointiert das sogenannte kleine alttestamentliche Credo (Dtn 26,5-10). Dabei werden vier zentrale Dimensionen jüdisch-christlicher gläubiger Existenz markiert: Die Erinnerung an das eigene Fremdsein, die Errettung durch Gottes Eingreifen, die Dankbarkeit ob des Geschenkes eines eigenen Landes und die Mahnung, den Fremden angemessen zu behandeln. Fremd oder heimatlos zu sein, wird dabei nicht zu einem erstrebenswerten Ziel hochstilisiert.



© Friedrich Stark/missio Aachen

II. Kirche als Volk Gottes: Eine überraschend aktuelle Lektüre des Konzils

Der biblische Auftrag, dem Fremden Schutz und Gastrecht zu gewähren, ist für Christinnen und Christen Verpflichtung und Leitbild zugleich und wurde nicht zuletzt in einem neuen Selbstverständnis von Kirche greifbar, das diese von Gott her und auf Gott hin auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil neu bzw. wiedergewonnen hat. Der Perspektivenwechsel zeigt sich dabei zunächst darin, dass die Kirche des Konzils sich daran erinnert, dass sie wesentlich das eine „Volk Gottes“ ist; ein messianisches Volk, das „zwar nicht alle Menschen umfasst und gar oft als kleine Herde erscheint“, aber doch „für das ganze Menschengeschlecht die unzerstörbare Keimzelle der Einheit, der Hoffnung und des Heils“ ist (LG 9). In dieser Neubestimmung der Kirche des Konzils, sich grundlegend als „Volk Gottes“ zu verstehen, vollzieht sich ein folgenreicher Bewusstseinswechsel, der unmittelbare Auswirkungen

gen auf ein christliches Selbstbewusstsein hat. Denn wenn Kirche zunächst als das eine und gemeinsame, eben gemeinschaftliche „Volk Gottes“ begriffen wird, stehen nicht mehr die Grunddifferenz von Klerus und Laie (von Hierarchie und einfachen Gläubigen) und die Differenz von Einheimischen und Fremden im Vordergrund der Betrachtung. Vielmehr steht statt der Differenz die Kategorie der Einheit, die Kategorie des Gemeinsamen, die Kategorie der *Communio* am Anfang und so auch im Mittelpunkt: Vor aller (notwendigen und berechtigten) Unterscheidung und Ausdifferenzierung der unterschiedlichen Aufgaben und Funktionen sowie der Sprachen, Kulturen und Volkszugehörigkeiten ist die Kirche von Gott her und vor Gott fundamental eine organische Einheit, eben das *eine Volk Gottes*.

III. Bewusstsein schaffen

Wenn die voranstehenden Ausführungen ganz bewusst das Konzil zu Wort kommen lassen, so deshalb, weil auf diese Weise die Intention der Kirche in authentischer Weise zum Ausdruck gebracht werden kann. In den Texten des Konzils wird deutlich, dass das eine Volk Gottes aus Menschen aller Sprachen und Kulturen zusammengefügt ist. Eine Aussage, deren sich viele Christinnen und Christen m.E. auch heute – 50 Jahre nach dem Konzil – zu wenig bewusst sind, da dies allerdings auch zu wenig vermittelt wurde.

Ich bin davon überzeugt, dass mit der Förderung dieses durch das Konzil wiederentdeckten Selbstverständnisses der Kirche als Volk Gottes, in dem jeder Getaufte Heimatrecht hat, unabhängig von Kultur-, Volks- oder Sprachzugehörigkeit, neue und kreative Chancen für das Leben der Kirche in Deutschland und in der Welt verbunden sind; ein spirituelles, intellektuelles und darin gesellschaftlich wie kirchlich wichtiges Potenzial, das viel zu wenig genutzt wird.

Dies ist insbesondere in Zeiten des Umbruchs, wie wir sie heute erleben, der Fall, in denen einerseits das institutionelle Ansehen der Kirche vielfach angegriffen erscheint und der christliche Glaube andererseits an Gesellschaftsrelevanz zu verlieren droht. Denn gerade in solchen markanten Zeiten kommt es darauf an, sich selbstbewusst seiner eigenen Möglichkeiten bewusst zu werden, weil sich mit diesem Bewusstsein zugleich ungeahnte Möglichkeiten zu einem kreativen Neuaufbruch eröffnen. Dies setzt aber in der heutigen Gesellschaft, die mit vielfältigen Problemen im Allgemeinen und mit Flucht und Migration im Besonderen konfrontiert ist, ein neues christliches Selbstbewusstsein und Selbstverständnis voraus. Daraus kann der christlichen Persönlichkeit die Kraft zuwachsen, sich gerade gegen mögliche Widerstände und plurale Sinnangebote zu profilieren. Möglichkeitsbe-

dingung für eine solche Profilierung ist aber der Aufbau einer eigenständigen christlichen Persönlichkeits- und Grundkompetenz, aus der heraus dann ein individueller christlicher Glaubensvollzug entwickelt und existenziell gestaltet werden kann. Dazu gehört es besonders, dass



© Gregor Helms

die Gläubigen wieder „sprachfähig“, d. h. in die Lage versetzt werden, ihr Leben aus christlicher Perspektive auch öffentlich zu deuten und zu interpretieren, indem sie es mit den christlichen Grundbegriffen wie Liebe, Gnade, Glaube, Hoffnung, Vergebung, Sünde und Auferweckung in Verbindung bringen.

Daraus ergibt sich für die Christinnen und Christen von heute auch die Verpflichtung, sich beim Aufbau des einen, offenen Volkes Gottes konstruktiv, kritisch und zugleich selbstbewusst einzubringen. Sie können damit den Auftrag, Zeugnis in der Welt abzulegen, nicht mehr in dem Maße an die Institution Kirche delegieren, wie dies früher möglich war. Anders gewendet: Der Christ von heute kann und muss sein christliches Profil viel bewusster als früher in seinem alltäglichen Lebens- und Existenzvollzug eigenverantwortlich gestalten. Und mit Blick auf die Fremden wiederum könnte das auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil wiederentdeckte Selbstverständnis der Kirche als Volk Gottes eine entscheidende Motivationsquelle und Sinnressource bereitstellen.

IV. Gastfreundschaft als Bewährungsraum

In der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute hält das Zweite Vatikanische Konzil fest: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Angst der Jünger Christi“ (GS 1). Das Bemerkenswerte: Das Konzil formuliert keine moralischen Appelle, sondern die Verbundenheit der Gemeinschaft mit der gesamten Menschheit (vgl. ebd.) und lädt ein, dies durch ein angemessenes Wahrnehmen und Auslegen der „Zeichen der Zeit“ in die Praxis umzusetzen. Die sich im scharfen Wind der Zeit vollziehende Verbundenheit mit der gesamten Menschheit wird heutzutage in der Begegnung und im Umgang mit Flüchtlingen brisant. Darüber hinaus wird uns durch das Schicksal der Flüchtlinge deutlich vor Augen geführt, wie sehr menschliche Existenz grundsätzlich brüchig sein kann und nach angemessenen Formen des Umgangs mit dem Leben verlangt. Wie dies christlich-konkret in Lehre und Praxis erprobt werden kann, soll nun abschließend am „Topos“ der Gastfreundschaft näher erläutert werden.

Wegweisend hierbei ist die Erkenntnis, dass es sich bei der Gastfreundschaft um eine Institution handelt, die in nahezu allen sozioreligiösen Traditionen der Welt belegt ist. Denn Gastfreundschaft ist zuallererst existenzielle Begegnung und kann als solche die Zumutung der Differenz auch in vermeintlich gesicherte Lebenskontexte hineintreiben. Ja, Gastfreundschaft transportiert die Erfahrung, dass der Empfänger nie für sich allein, sondern nur in seinem Verhältnis zum anderen, Fremden, begriffen werden kann. So gesehen ist Gastfreundschaft keine Konstitutions-, sondern eine Relationskategorie nach zwei Seiten hin: Gastgeber und Gast werden dabei in ein Relationsverhältnis eingespant. Bei näherem Hinsehen zeigt sich: Die sozioreligiösen Traditionen der Menschheit und die Mehrheit der Gesellschaften der Welt verleihen der Gastfreundschaft einen nahezu sakralen Charakter und erheben sie zu einer zentralen Aufgabe der solidarischen Mitmenschlichkeit, vor allem gegenüber Fremden und Ausländern.

Gleichwohl muss eingeräumt werden: So sehr die Religionen der Welt den Fremden gegenüber Gastfreundschaft propagieren, so wenig sind die Religionen selber einander gastfreundlich. Vor diesem Hintergrund stellt

sich die Frage, ob und wie die Gastfreundschaft als Instrument zur Wahrnehmung und Erprobung von Wegen zur Bewältigung der mit den Flüchtlingsbewegungen gegebenen Situation geeignet ist. Für Christinnen und Christen erwächst daraus die Aufgabe einer eingehenden Reflexion über Praxis und Verständnis von Gastfreundschaft, die ich einmal als folgende programmatische Thesen formulieren möchte:

1. Die Gastfreundschaft ist zuallererst ein Instrument zwischenmenschlicher Begegnung. Sie besteht darin, einen anderen Menschen zu empfangen. Dabei findet eine Kommunikation statt, die Aufnahme, Bewirtung und, wenn nötig, Schutz beinhaltet. Genau genommen ist die Gastfreundschaft eine „existenzielle Erfahrung“: Es geht um eine Begegnung, die nicht unbedingt auf Gegenseitigkeit, sondern (nach einem Dictum von Tacitus) auf *humanitas* angelegt ist. Demnach bedeutet „Gastfreundschaft gewähren“ soviel wie „großzügig Mitmenschlichkeit üben“. Dahinter steht die Einsicht, dass Gastfreundschaft in engem Zusammenhang mit der Zugehörigkeit zur Menschheit steht. Konkret: Wie fremd ein Gast auch sein mag, als Mitglied der Menschheitsfamilie steht ihm Gastfreundschaft zu.
2. Ungeachtet dieser Begründung der Gastfreundschaft durch die Mitmenschlichkeit muss eingeräumt werden,



© obs-Caykur-Melanie Dreyse

dass das Verständnis der Menschen und ihr Verhältnis zueinander in vielen Gesellschaften der Welt religiös angelegt wird. Demnach kann keine echte Gastfreundschaft unter Absehung der Religionen gelingen. Das Empfangen eines Gastes im Bewusstsein seiner fremden sozioreligiösen Zugehörigkeit ist daher unverzichtbar und kann dort, wo dies tatsächlich gelingt, zur Bereicherung des Lebens



© Branka Begić/missio München

der betroffenen Gesellschaften führen. Papst Johannes Paul II. hielt daher fest: „Viele Zivilisationen haben sich durch die von der Einwanderung erbrachten Beiträge entwickelt und bereichert. In anderen Fällen wurden die kulturellen Unterschiede von Eingessenen und Zuwanderern zwar nicht integriert, aber sie haben durch praktisch geübte gegenseitige Achtung der Personen und durch die Annahme bzw. Tolerierung der unterschiedlichen Gebräuche die Fähigkeit zum Zusammenleben bewiesen.“² Das Wesentliche: Solche Begegnungen eröffnen die Chance, den Gast als Fremden oder Flüchtling in einer respektvollen Wahrnehmung der Differenz und ohne Assimilationsabsichten zu empfangen.

3. Aus theologischer Sicht hat die Gastfreundschaft insofern Modellcharakter, als sie soviel wie eine „Aufdeckungsleistung“ aufweist. Gemeint ist: Gerade am Beispiel der Gastfreundschaft können die Differenzen freigelegt und thematisiert werden, die der Begegnung mit dem anderen, Fremden inhärent sind. In positiver Hinsicht kann dieses Modell Möglichkeiten eröffnen, von denen her ein anderer Blick auf die eigene Identität und die eigenen Denkmuster gelenkt werden kann.
4. Damit einher geht die Erkenntnis der Unverrechenbarkeit der in der Gastfreundschaft geschenkten Gabe. Konkret: Im Ereignis der Gastfreundschaft wird etwas geschenkt, was nicht auf eine Gegengabe zielt. Letzteres erhofft man sich christlich gesehen, wie es der hohe Stellenwert von Mt 25 in der frühen Christenheit nahe legt, als eschatologisches Gut, als Gnade, die Gott selber in freier Zuwendung erteilen wird. Durch diese Anökonomie der Gnade wird unsere Heilsoökonomie insofern gesprengt, als hier deutlich gemacht wird – und das ist insofern bedeutsam –, dass wir nicht si-

cher wissen können, wo die Gnade Gottes nicht wirkt. Mit anderen Worten: Gott begegnet dort, wo ich ihn nicht „auf der Rechnung“ habe. Vielmehr kommt er stets von anderswoher. Auf der Grundlage dieser „Heterotopie“ kann es dann geschehen, dass uns Gott selbst im Flüchtling begegnet.

5. Indem man einem Gast, dem Fremden und Flüchtling, am eigenen „Ort“ Raum gibt, kann aus letzterem ein Diskursort werden, an dem man bereit ist, die eigenen Fragen mit dem Blick des Gastes anzugehen. Und da das „Heim“ soviel bedeutet wie „der Ort der eigenen Identität“, verändert man, indem man es für den Gast öffnet, die Beziehung zu sich selbst und zugleich die Beziehung zum anderen. Zentral bleibt dabei die Erkenntnis: Ich kann nicht vorab sagen, welche Erfahrung ich mit dem Gast, dem Flüchtling, machen werde. Es kann sein, dass Konflikte und Spannungen entstehen. Kurz: Gastfreundschaft bleibt immer, nicht nur mit Blick auf die Flüchtlinge, ein ambivalentes Unterfangen, das nicht kostenlos zu haben ist. Von entscheidender Bedeutung ist hierbei das Unsagbare einer solchen Begegnung, die Ereignis ist und sich in der Praxis ohne Worte vollziehen kann. Damit stoßen wir an die Grenzen des rein begrifflich-abstrakten Theologisierens, und es öffnet sich der Weg konkreter, lebendiger und begegnender Glaubenserfahrung.



Prof. Dr. Claude Ozankom

In Idioba/Kongo geboren, führte ihn sein Weg nach der Priesterweihe nach München, wo er promovierte (1992 bzw. 1995) und habilitierte (1999). Nach einer Professur in Salzburg (ab 2003) ist er seit Oktober 2006 Professor für Fundamentalthologie, Religionsphilosophie und Theologie der Religionen an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Bonn.

1) Vgl. Helmut Merklein: Die Auferweckung Jesu und die Anfänge der Christologie (Messias bzw. Sohn Gottes und Menschensohn), in: Ders., Studien zu Jesus und Paulus (WUNT, Bd. 43), Tübingen: Mohr Siebeck 1987, 221-246, hier: 246.
 2) Johannes Paul II.: Botschaft zur Feier des Weltfriedenstag am 1. Januar 2001, Nr. 12 (online zugänglich unter http://w2.vatican.va/content/john-paul-ii/de/messages/peace/documents/hf_jp-ii_mes_20001208_xxxiv-world-day-for-peace.html, 15.03.2016).

» „Du sollst den Fremden lieben wie dich selbst“ (Lev 19,34) «

von Robert Hof

Die Gastfreundschaft der Chiquitanos

Schon in den ersten Stunden, unmittelbar nach meiner Ankunft in Concepción bei Santa Cruz im Tiefland Boliviens, war ich tief davon berührt, wie ich als Fremder von den Chiquitanos, so heißen die ursprünglichen Bewohner dieser Region, empfangen wurde. Mit so viel Freude, Herzlichkeit und einem großen Vertrauensvorschuss: „Bienvenido, bienvendio, bienvenido en el nombre del Señor!“ – „Willkommen, willkommen, willkommen im Namen des Herrn!“, so sang die versammelte Gemeinde lautstark und umarmte mich reihum.

Natürlich genießt ein „Padre“, also ein Pfarrer, der sich seiner Gemeinde vorstellt, einen Vertrauensvorschuss, aber auch alle meine Gäste und Freiwilligen erfuhren in ihren Begegnungen mit den Menschen dort dieselbe Freundlichkeit. „Mi casa es tu casa“ – „Mein Haus ist dein Haus“ – heißt es oft, wenn man die einfachen Hütten betritt, wo Hühner und Katzen mithausen, und wird dann aufgefordert, „con confianza“, also ohne Scheu und beherzt, beim Essen zuzugreifen. Das Kosten des „Chicha“,

das typische Maisbier, ist obligatorisch, wenn man wo zu Gast ist. Und gemäß ihrem gängigen Sprichwort „Wo fünf satt werden, werden auch sieben satt“ wird jeder spontane Besucher unbedingt zum Essen eingeladen. Ein Fremder wird sich schwer tun, sich der Gastfreundschaft der Chiquitanos zu entziehen.

Nach der Messe in den entlegenen, schwer zugänglichen Dörfern, die wir betreut haben, hätte man den „Padre“ und sein Team niemals ohne Essen weiterfahren lassen. Es hat mich jedes Mal beeindruckt, wie sich der Tisch, der zuvor noch als Altar gedient hatte, nach der Messe in den Tisch des Mittagmahles verwandelte. Manchmal wurde er sogar mit weiteren Tischen verlängert, damit alle Platz nehmen und sich stärken konnten.

Wie ist das bei uns? Was wäre, wenn ein Bolivianer unangemeldet bei uns vorbeikommen würde? Alles Unvorhergesehene, was nicht im Terminkalender steht, em-

pfinden wir letztendlich als Störung, es erhöht nur unseren Zeitdruck. Unsere Gäste brauchen einen Termin; wir schließlich wollen auf einen Besuch vorbereitet sein.

„Du sollst den Fremden lieben wie dich selbst“ (Lev 19,34) – die Chiquitanos leben das, immer schon, es entspricht ihrer Mentalität. Da kann man dem Gedanken von Leonardo Boff nur zustimmen, der meint: „Gott kommt früher als der Missionar!“.

Als Ausländer in Bolivien – GRINGO oder AMIGO?

Ich will aber diese persönliche Erfahrung in meinem Einsatzgebiet nicht pauschal auf die ganze Wirklichkeit Boliviens übertragen. Hochlandbewohner haben eine ande-



Feier der Messe (unter Palmendach) in einem entlegenen kleinen (Chiquitano-)Dorf

© Robert Hof

re Mentalität als Tieflandbewohner. Erstere gelten im Allgemeinen als etwas verschlossener. Und das Leben in den Großstädten ist natürlich ein anderes als das auf dem Land, es ist viel anonym. Behörden, deren schlecht bezahlte Beamte immer auch zur Korruption neigen, nützen es durchaus aus, vor sich einen Fremden zu haben, einen „Gringo“, dem sie durch viel Bürokratie das Leben systematisch schwer machen, um ihn dann zu schröpfen, wo sie nur können. Entsprechend empfindet man als Ausländer auch die Polizei nicht unbedingt als „Freund und Helfer“, sondern verspürt eher Unbehagen, wenn sie einen aufhält und alles kontrollieren möchte.

Unter dem ersten indigenen Präsidenten Boliviens, Evo Morales, der durchaus soziale und wirtschaftliche Fortschritte verbuchen kann, weht gegenüber Kirche und Ausländern ein deutlich kühlerer Wind als zuvor.

Ein Blick in die Geschichte Boliviens und der Mission

Aber kann man es einem so geschundenen, ausgebeuteten Volk verdenken, dass es heute ein neues Selbstbewusstsein, eine Unabhängigkeit sucht und skeptisch ist gegenüber dem Fremden, der vor 500 Jahren kam, sah, sich alles mit grausamster Gewalt unterwarf und plünderte?



© Robert Hof

Die „Urwaldkathedrale“ von Concepción mit Jugendorchester (in der Tradition der Jesuitenmissionen)

Die Geschichte der spanischen Konquista ist komplex. Und Vertreter der Kirche spielten darin ganz unterschiedliche Rollen: Vom Eroberer mit Kreuz und Schwert bis hin zum Anwalt der Indianer, der selbst vertrieben oder ermordet wurde.

Gerade Concepción, wo ich sieben Jahre lang im Einsatz war, und die anderen Jesuitenmissionen („Las Misiones“) in Bolivien und Südamerika, schreiben ein ganz außergewöhnliches Kapitel der Missionsgeschichte und gingen zu Recht als „Das Heilige Experiment“ oder als „Das verlorene Paradies“ in die Geschichtsbücher ein.

Sie zeugen davon, wie zwei fremde Kulturen sich friedlich die Hand geben und gegenseitig bereichern können. Ein Schlüssel, um die Herzen friedlich zu erobern, ein Mittel echter Kommunikation, war damals die Musik, welche die Jesuiten pflegten. Sie kamen nicht mit Waffen, sondern mit Geigen, Oboen und Harfen. So spricht man auch vom „Musikstaat“, wenn von den Jesuitenmissionen, auch Reduktionen genannt, die Rede ist. In der Architektur der sogenannten „Urwaldkathedralen“ finden sich europäische wie indianische Motive, wie das Zackenmuster der Anakonda bis hin zum barocken Engelskopf, und mischen sich. Die Jesuiten, die als Fremde kamen, Kultur und Sprache der Indigenen und die Autorität ihrer Häuptlinge aber achteten, wurden schnell zu Freunden, verwoben sich mit dem Schicksal der Indianer und verteidigten sie entschieden gegen alle Versuche der Spanier, diese zu versklaven. Schließlich kam es 1767 zur Vertreibung der Jesuiten, da

Spanier und Portugiesen kein Interesse an selbstbewussten und gebildeten Indianern hatten, sondern nur an Rohstoffen und Sklaven.

Die kurze Zeit aber, in der Jesuiten und Indianer eine Symbiose eingegangen waren, reichte aus, dass deren Kultur dank dieser Symbiose überleben konnte, bis zum heutigen Tag. Wunderschöne, exotisch anmutende Gotteshäuser, die Jugend-Barockorchester, lebendiges Brauchtum, Werte und Glaube zeugen davon, dass die Saat dieser Art Mission doch aufgegangen ist. Der Fremde wurde zum Freund und teilte schließlich das Schicksal der indigenen Bevölkerung.

Ein Lied, auf das aus Fremden Freunde werden

Demnach muss, so meine Überzeugung, Mission heute unbedingt Austausch sein, nicht Patenschaft von oben herab, sondern echte Partnerschaft! In diesem Sinne möchte ich mit einem Lied schließen, das die Chiquitanos sehr gerne im Gottesdienst singen. Möge es doch zu einer Welthymne werden:

Christus braucht dich um zu lieben und nochmals zum Lieben.

Cristo te necesita para amar, para amar, Cristo te necesita para amar.

Christus braucht dich um zu lieben und nochmals zum Lieben.

No te importan las razas ni el color de la piel, ama a todos como hermanos y haz el bien.

Kümmere dich nicht um die Rassen noch um die Hautfarbe, liebe alle wie Schwestern und Brüder und tu das Gute.

Al que vive a tu lado, dale amor, dale amor; al que viene de lejos, dale amor.

Dem, der an deiner Seite lebt, liebe ihn, liebe ihn.

Dem, der aus der Fremde kommt, liebe ihn.

(Quelle: Vicariato Apostólico Ñuflo de Chávez, Cancionero 147)



Pfr. Robert Hof

war von 2008-2015 im Missionseinsatz in Concepción in Bolivien und ist nun Pfarrer von Herz Jesu in München.

A » Interkulturell leben «

Eine permanente Herausforderung –
nicht nur für internationale Ordensgemeinschaften

von Tom Kearney

Wenn wir beginnen, uns mit dem Thema „Kultur“ zu beschäftigen, müssen wir wissen, was wir damit meinen. Kultur scheint zu umfassen:

- a. einen Plan für das Leben
- b. eine Reihe von Regeln, Standards, Vorstellungen und Überzeugungen
- c. eine Denkweise, die unserem Verhalten zugrunde liegt.

Irgendwie besteht dies alles schon an unserem Lebensanfang. Diese Kultur scheint mit der Familie, in die wir hineingeboren werden, zu uns zu kommen. Sie wird zu unserer ursprünglichen Lebensweise, zu unserer Tradition. Kultur wird durch Beobachtung und Nachahmung gelernt. Wir sehen, wie unsere Mitmenschen sich verhalten und kopieren dieses Verhalten dann. Wir beginnen, uns damit wohlzufühlen. Es wird ein Teil von uns.

Kultur wird gelernt. Sie kann durch Bildung bewusst angeeignet werden. Wir können unsere Geschichten, unsere Werte, unsere Art, Dinge zu tun und zu interpretieren, erlernen. So wird Kultur allmählich zu einem Teil unserer Erwartungen...

Gastfreundschaft schenken

Den meisten Gemeinschaften ist Gastfreundschaft offenbar ein Anliegen. Wie kann eine Gemeinschaft gastfreundlich sein? Der Wille, gastfreundlich zu sein zu Passanten, Besuchern, Mitgliedern der eigenen Familie, scheint bei den Mitgliedern vieler Ordensgemeinschaften Leidenschaft zu entfachen. Wir alle können viele Beispiele nennen dafür, dass manche Ordensleute Besuchern nur widerwillig Zeit schenken oder ein Glas Wasser anbieten. Wieder andere scheinen es zu übertreiben, wenn sie nur das Beste anbieten, sobald Gäste in der Gemeinschaft ankommen. Irgendwie müssen diese beiden Extreme ins Gleichgewicht gebracht werden. Gastfreundschaft zu schenken, impliziert Forderungen an die räumlichen, zeitlichen und finanziellen Ressourcen der Gemeinschaft. Scheinbar besteht die bei diesem Thema entstehende Spannung daraus, dass das Thema nicht offen angesprochen wird und es daher keine allgemeine Übereinkunft darüber gibt, wie wir uns hierzu verhalten sollten. Wie erweise ich unseren Besuchern Respekt? Inwiefern bin ich gastfreundlich? Kommt dies durch meine Präsenz gegenüber den Gästen zum Ausdruck? Oder dadurch, dass ich den Gästen etwas zu essen und zu trinken anbiete? Wiegen die Zeit und Energie, die ich für die Essenszubereitung

benötige, die Tatsache auf, dass ich den Gast währenddessen allein lasse?

Der Umgang mit unseren Familien

Wie können wir unseren Familienmitgliedern helfen, die zu Hause Probleme haben? Diese Frage ist auch in Gesprächen mit jungen Ordensleuten aufgeworfen worden. Es bestand ein Unwohlsein hinsichtlich der Verantwortung, die das Armutsgelübde impliziert. Wie kann dies im Einklang mit der Verantwortung stehen, die jeder Afrikaner für seine Familie hat? Da waren junge, energiegeladene Familienmitglieder in sicheren, stabilen Häusern, die aber jemandem, der unter einer unangemessenen Bleibe litt, nicht helfen konnten. Was konnte getan werden?



Begleitung der Messfeier durch Mitglieder des Konvents des Benediktinerklosters Meur Moussa (bei Kaolack, Senegal)

© Friedrich Stark/missio Aachen

Kann man darum bitten, das gemeinsame Hab und Gut zu nutzen, um der eigenen Familie zu helfen, und in welchem Maße? Oft besteht das Gefühl, dass einige Familienmitglieder und Freunde kommen, um die Vorräte der Gemeinschaft zu konsumieren, und sich dabei nur wenig bemühen, selbst einen Beitrag zu leisten. Dies führt zu einer Art Groll gegenüber allen Besuchern. Weiter gibt es das Thema, dass einige Personen Geld in die Gemeinschaft hineinbringen, und dass andere das Geld auszugeben scheinen, ohne dessen Herkunft zu kennen. So wird Geld zu einem der schwierigsten Themen im täglichen Leben der Gemeinschaft.

Die Gemeinschaft besitzt für sich selbst und ihre Dienste viele materielle Güter. Die Haftung für das Tätigen von Ausgaben und die Verantwortung für ein Leben im Rahmen der gemeinschaftlichen Ressourcen ist ein persönliches Thema für uns alle.

Die Autoritätsfrage

In der traditionellen afrikanischen Gesellschaft hatte die Autorität ihren Platz in Clan- oder Familienstrukturen. Jeder hatte seine bzw. ihre Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Die Älteren erwarteten Respekt von den Jüngeren. Die Jüngeren suchten nach Führung und Schutz durch die Älteren. Die gegenseitige Abhängigkeit führte zu einem für alle Seiten zufriedenstellenden Familienleben. Bei einer solchen Konstellation kennt jeder seinen Platz. Heute haben sich die Zeiten scheinbar geändert. Ob durch gesellschaftliche Einflüsse, Bildung oder andere Faktoren bedingt – die Jugend sieht die Dinge heute anders als früher. Die jungen Ordensleute sind heute nicht mehr gefügig, sondern hinterfragen die Dinge, und sie wollen immer diskutieren und ihr Verhalten rechtfertigen. Dies scheint der Grund zu sein, weshalb bei vielen Ordensoberen beziehungsweise Ausbildern die Sorge besteht, ob es gelingen kann, die religiöse Kultur wahrhaft in das Leben der jungen Ordensleute zu integrieren.

Ein Gleichgewicht zwischen persönlicher Verantwortung und Respekt vor Autoritäten zu finden, ist die große Herausforderung für jene, die unter dem Gehorsamkeitsgelübde leben. Wir werden in der Erwartung erzogen, Älteren zuzuhören und vor ihnen Respekt zu haben, aber auch, einige Antworten auf Fragen von ihnen erhalten zu können. Häufig ist dieses Thema eine Quelle von Spannungen innerhalb der Gemeinschaft. Fragen zu stellen, wird als eine Anfechtung der Rechte und der Autorität des Ordensoberen angesehen. Blind gehorchen zu müssen, ist für uns alle schwierig. Wie gut verstehen wir alle den Begriff Gehorsam? Wie gut „hören wir alle auf Gott“ in unserem täglichen Leben als Ordensmitglieder?

Schon oft ist gesagt worden, dass wir uns in unseren Familien der Vergebung sicher sein können. In unseren Gemeinschaften können wir uns deren nicht so sicher sein. Oft kann das, was ich als Belanglosigkeit empfinde, für einen Hinweis auf mangelnde Eignung für das Ordensleben gehalten werden. Das stiftet Verwirrung. Oft besteht die Furcht vor Zurückweisung oder dem Ausschluss aus der Gruppe. Der ständige Anspruch einer regelmäßigen Evaluation hängt stets wie eine Art Damoklesschwert über den Köpfen jener, die zeitliche Gelübde abgelegt haben. Das macht es ihnen schwer, sich „(im Orden) wohl zu fühlen“.

Die Beschäftigung mit den Ansprüchen, die mit der Kultur des Ordenslebens verbunden sind, ist ebenso anspruchsvoll wie die Auseinandersetzung mit den Anforderungen an ein Leben mit Mitgliedern einer anderen Kultur.

Eigenschaften für ein interkulturelles Leben

Aufgrund der oben dargelegten Herausforderungen wird deutlich, dass eine Person, die ein interkulturelles Leben beginnen möchte, bestimmte Fähigkeiten besitzen muss.

Gewiss kann niemand all diese Fähigkeiten in ihrem ganzen Umfang haben. Wichtig ist aber, dass diese Person für diese Fähigkeiten offen ist, einige von ihnen bereits besitzt und bereit ist, in diesen Fähigkeiten weiter zu wachsen.

Folgende Fähigkeiten scheinen bei einer solchen Person wünschenswert zu sein:

- ein offener Mensch sein
- die Bereitschaft mitbringen, materielle Dinge, Zeit und sich selbst mit anderen zu teilen
- scharfsichtig sein
- fähig sein, die Initiative zu ergreifen, was mitunter mit Risiken verbunden sein kann
- bereit sein, begleitet zu werden
- eine Spiritualität besitzen, die umfassender ist als lediglich eine Religionszugehörigkeit
- die Haltung haben, ein Lernender zu sein

Diese Fähigkeiten sind Aspekte des Lebens und Dienstes, die durch Erfahrung oder den Besuch von Kursen gelernt werden können. Auch hier muss in erster Linie nicht darüber nachgedacht werden, ob eine Person all diese Fähigkeiten ‚erworben‘ hat, sondern vielmehr darüber, inwiefern festgestellt werden kann, dass diese Person die Basis für ein weiteres Wachstum in diesen Fähigkeiten hat. Es sei darauf hingewiesen, dass ohne solch eine erkennbare Basis ein interkulturelles Leben und Dienen für alle Beteiligten zu schwierig werden.

Zu den für interkulturelles Leben nötigen Fähigkeiten gehören:

- Teamfähigkeit
- die Bereitschaft, eine neue Sprache und die Kulturdynamik zu lernen
- ein einfaches Leben zu führen
- voll und ganz am Leben der Gemeinschaft teilzunehmen und mit voller Aufmerksamkeit zuzuhören
- in Leben und Dienst kreativ zu sein
- neue Fähigkeiten in einer Vielfalt von Situationen anzuwenden und zu entwickeln

Übersetzung Ulrike Kaps

Dieser Beitrag erschien in Loretta Brennan; Peter Roddy (Hg.): *Inter-cultural Living – Gift or Chaos? (Tangaza Occasional Papers 15)*, Nairobi: Paulines Publications Africa 2003, 68-77, und wurde für die Veröffentlichung gekürzt.

Fr. Tom Kearney CFC

war viele Jahre lang in Führungsfunktionen und in der Ausbildung der Christlichen Brüder in Kenia tätig. Dann unterrichtete er am Institute of Spirituality & Religious Formation und am Christ the Teacher Institute of Education, die beide am Tangaza College / Kenia angesiedelt sind.

Diesen Beitrag finden Sie in voller Länge im Internet. Bitte klicken Sie auf



www.missio-konkret.de

B » Für die Postmoderne: Öffentliche Theologie in Indien «

von Romero D'Souza

Öffentliche Theologie¹ bezieht sich in einem grundlegenden Sinne auf die neuen Erkenntnisse über die Kategorie „öffentlich“. Wir haben eine öffentliche Welt, wie es sie nie zuvor gegeben hat. Eine zunehmende Intensität von Vernetzung im Sinne sozialer, kultureller, politischer und wirtschaftlicher Interaktionen, zu denen Migration und Kommunikationstechnologien beitragen, macht unsere Welt einzigartig öffentlich. Es gibt heute eine charakteristische neue Mühelosigkeit, mit der Grenzen überschritten werden und man harmonisch in Kreise umfangreicherer und anderer Öffentlichkeiten gelangt. Ein Feind, der die Öffentlichkeit sich einzuverleiben droht, ist Fundamentalismus beziehungsweise sektiererischer Kommunalismus, der sich mit Religion verbindet. Dies sind krebsartige Ausbildungen (d.h. eine Ansammlung toter Zellen), die die Dynamik öffentlicher Räume lähmen. In diesem Zusammenhang versucht öffentliche Theologie, die Öffentlichkeit wieder mit Visionen zu erfüllen, insbesondere hinsichtlich ihrer Schnittstelle zu ethisch-religiösen Traditionen – den 'umfassenden Lehren vom Guten'.

Tradition muss Rechenschaft geben

Öffentliche Theologie reflektiert selbst-reflexiv über ihre eigene politische Funktion in einer Gesellschaft. Das bedeutet, dass jede religiöse Tradition oder jede theologische Meinung öffentlich rechenschaftspflichtig ist und für öffentliche Kritik offen sein sollte. Dann hat Theologie Auswirkungen in der Öffentlichkeit und wird zu einem Gewissenshüter. Indem Theologie dies tut, stellt sie sich selbst als eine Sichtweise dar, die selbst wiederum von anderen ethisch-religiösen oder kulturellen Lebens- und Wirklichkeitsansätzen evaluiert werden kann. Somit bewegt Religion sich aus der Privatsphäre heraus, die ihr von der Moderne des Westens vermeintlich auferlegt worden ist, sie bietet sich selbst an für eine ebenbürtige Behandlung neben anderen disziplinären Ansätzen und fordert somit auch eine ebenbürtige Behandlung an der Seite derselben. Viel zu lange basierten interreligiöse Beziehungen auf den

Ansprüchen oder aber dem Verzicht auf universale Gültigkeit oder Ungültigkeit der begrifflichen, wahrheitszentrierten Artikulierungen partikularer Religionstraditionen (bzw. -modelle). Vielleicht ist es an der Zeit, diese Paradigmen aufzugeben, da wir sonst mentalen Fetischen zum Opfer fallen. Öffentliche Theologie stellt ein geeignetes dekonstruktives Werkzeug dar, mit dem diese Öffnung in den Religionstheologien und in einem interreligiösen, logozentrischen Verständnis stattfinden kann. Ich halte es für möglich, dass eine Konvergenz stattfindet, sobald jemand sich auf die Vision eines bestimmten Ortes fokussiert. Meines Erachtens muss der subalterne Ort mit seinen tiefgehenden emanzipatorischen Sehnsüchten und Hoffnungen jener Ort sein, von dem ausgehend wir unsere religiöse Vision fokussieren. Genau dieser Ort bietet eine emanzipatorische Konvergenz, in der verschiedene Religionstraditionen zusam-



© Kunstzirkus/pixello.de

menkommen können, und er stellt öffentlichen Theologien jene *Flügel des Glaubens*² zur Verfügung, mit denen der belastenden globalen Welt die befreiende Transzendenz vermittelt werden kann.

Gegenreaktion auf die Postmoderne

Öffentliche Theologien, die als Gegenreaktionen auf die postmoderne Lebenssituation und die post-metaphysischen Erkenntnisse religiöser Wahrheit entstanden sind, befähigen uns zu einer immensen Transzenderfahrung – besonders in und durch die Vermittlung durch Kulturen und Religionen. Wir sind nicht mehr durch hegemonische Traditionen 'gebunden', sondern machen die Erfahrung einer enormen Freiheit, mit der wir kulturelle, religiöse,

ethische und andere Grenzen überwinden können. Diese Freiheit und die Erfahrung von Transzendenz müssen, um authentisch, förderlich und gerecht sein zu können, an einem geschichtlichen Zeitpunkt sowohl räumlich als auch zeitlich verwurzelt sein. Es handelt sich um einen flexiblen Ort, der Grenzen übersteigt, aber dennoch ein sicherer Ort von Engagement ist. Er ist nichts als ein subaltern Ort, an dem die Armen, Unterdrückten und von der Gesellschaft Ausgeschlossenen Gott und Sinn für ihr Leben suchen inmitten ihres Lebenskampfes. Genau dieser Ort verleiht einem post-säkularen Engagement Sinn und bietet der Vielfalt von Religionen eine emanzipatorische Annäherung. Können Religionen diese Verschiedenheit und Einheit insbesondere in und durch das Medium der öffentlichen Sphäre vermitteln? Dies sind Beispiele für Negativitäten, mit denen öffentliche Theologien sich heute auseinandersetzen müssen.

Die theologische Herausforderung würde heute somit darin bestehen, die Kultur zu transformieren, um von der Macht der Entfremdung befreit zu werden und konkret in der Lebenswirklichkeit verwurzelt zu sein. Dies würde einen Prozess implizieren, in dessen Rahmen ein kritischer kultureller Sinn kultiviert wird, der einerseits eine ausreichend feste Verankerung in der Wirklichkeit bieten und andererseits die Fähigkeit beinhalten würde, sich gegenüber der Hegemonie des Marktes und anderer beherrschender Kräfte klar zu positionieren. Diese theologische Aufgabe ist, wie ich vermute, eine Aufgabe, die gewiss in einer dialektischen Wechselseitigkeit angenommen werden kann, mit einer Philosophie eines „kritischen Realismus“, der gemäß Margret Archer zwischen dem positivistischen Paradigma, das beim 'Vereinnahmen' der Wirklichkeit Vermessenheit ausstrahlt, und dem postmodernen Paradigma angesiedelt ist, das gefangen ist in der chronischen Unschlüssigkeit, irgendeine ontologische Dimension der Wirklichkeit anzuerkennen.

Ein tieferer und anderer Blickwinkel

Wir brauchen heute eine kritische Theologie, die befreiungstheologisch-kontextuelle und existenzialtheologische Herangehensweisen an das Thema „Kultur“ miteinander kombiniert und darüber hinaus die Grenzen dieser Ansätze von einem subalternen kritischen Standpunkt aus korrigiert. Die Theologie der Befreiung hilft uns, Kultur hinsichtlich ihrer Entfremdung von wirtschaftlichen Strukturen zu analysieren, und kontextuelle Theologien hinsichtlich gesellschaftlicher und ethnischer Systeme; Existenzialtheologie hilft uns, die Fähigkeit von Kultur zu ergründen, die Tiefe des Seins und die Offenheit für Transzendenz zu stützen; und eine subalterne Theologie motiviert uns, hegemonische Formen von Unterdrückung kritisch zu hinterfragen. Eine kritische Theologie der Kultur wird konvergieren, um uns die Erfahrung der transformierenden Gnade zu schenken, die unserer Gesellschaft dauerhaften Frieden bringt.

Übersetzung Ulrike Kaps

Der Beitrag wurde dem „Indian Journal of Spirituality“, Jg. 27 (2014) H. 1., 84-88, entnommen, dessen Herausgabe missio München fördert.

- 1) Öffentliche Theologie (öffentliches Leben ist heute mehr denn je mit Religion verbunden, im faktischen, normativen und transzendentalen Sinne, wodurch aus Religion eine *öffentliche Realität* wird) ist eine Art und Weise, mit Positivität in Berührung zu kommen. Diese *Positivität* stellt eine kreative Methode dar, mit der das öffentliche Leben mit Gegenseitigkeit, sozialer Gerechtigkeit und Transformation genährt werden kann. Positivität fordert uns dazu auf, aus den Quellen der Lebenswelten von Menschen zu schöpfen, die 'mit den Schmerzen des Lebens beladen sind', gleichzeitig aber 'frei' sind, um für ein dynamisches Leben zu 'kämpfen'. Während sie sich auf die Positivität von Religion stützen, warnen sie in der Öffentlichkeit vor der Entstehung von Negativitäten, die mit Religion verbunden sind. Sie stellen der Öffentlichkeit Kraft zur Verfügung, mit der sie sich gegen die belastende Welt der Märkte und gegen lähmende Fundamentalismen erhebt.
- 2) Die in diesem Aufsatz niedergelegten Ideen entstammen dem Buch von Patrick Gnanapragasam, *Wings of Faith: Towards Public Theologies in India*, Delhi: Indian Society for Promoting Christian Knowledge 2013.

Nachgedacht

- Traditionen, insbesondere religiöse Traditionen, denken vielfach nicht darüber nach, weshalb sie so sind, wie sie sind. Das gilt für viele Richtungen des Hinduismus in Indien, aber auch für andere Religionen – nicht nur in Indien.
- Wer nicht über das Gewordensein nachdenkt, lebt im engen System der eigenen Weltanschauung und ist unter Umständen leichter für Fundamentalismus empfänglich.
- Wie können wir regelmäßig über unsere Tradition nachdenken?
- Wie können wir uns mit der Tradition anderer Religionen vertraut machen?
- Wie kommen wir zu einem offenen interkulturellen und interreligiösen Austausch in Wertschätzung des anderen und gleichzeitiger Bewahrung des Eigenen?



Romero D'Souza SDB

gehört der Salesianer-Provinz des Heiligen Franz Xaver in Mumbai/Indien an. Er ist nicht nur Theologe, sondern auch Soziologe.

Diesen Beitrag finden Sie in voller Länge im Internet.

Bitte klicken Sie auf

www.missio-konkret.de



» Frieden und Harmonie «

Interreligiöser Dialog in Pakistan

von Frank Chennan und
Maulana Syed Muhammad Abdul Khabir Azad



© Gabriele Riffert

P. Frank Chennan OP ist katholischer Priester und Dominikaner. Er leitet das Peace Center seines Ordens in Lahore/Pakistan. Zugleich ist er Regionalkoordinator der United Religion Initiative Pakistan. P. Chennan engagiert sich seit 30 Jahren für den interreligiösen Dialog, vor allem zwischen Muslimen und Christen.

Maulana Syed Muhammad Abdul Khabir Azad ist seit zehn Jahren Großimam der Badashi Moschee in Lahore/Pakistan, der zweitgrößten Moschee des Landes. Azad ist der islamisch-christliche Dialog ein Herzensanliegen.

Beide treten für den interreligiösen Dialog ein und beraten die pakistanische Regierung in entsprechenden Fragen. Außerdem stellen sie ihren Ansatz auf Fachkonferenzen in vielen Ländern vor. So waren sie zum Beispiel 2015 im Weißen Haus, wohin sie von Präsident Barack Obama eingeladen waren, um den christlich-muslimischen Dialog vorzustellen.

Wir engagieren uns für den interreligiösen Dialog, vor allem für den muslimisch-christlichen Dialog. Er ist nicht nur in unserer Heimat Pakistan besonders wichtig, denn diese beiden Religionen sind die, die weltweit die meisten Anhänger haben.

Früher gab es mancherlei Missverständnisse zwischen unseren Religionen, doch mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat eine neue Ära begonnen. Papst Johannes XXIII. hat die Fenster der Kirche weit aufgestoßen, so dass frische Luft hereinkommen konnte. Christen und Muslime haben begonnen, einander respektvoll kennenzulernen. Wir reisen im Dienst am interreligiösen Dialog viel, um unser Modell vorzustellen. So waren wir im Mai 2015 in Japan, im Juni in Qatar, im Juli in Amerika, im Herbst sind wir nun in Deutschland.

In Pakistan sind 96 Prozent der Bevölkerung Muslime und nur 1,8 Prozent Christen. Die meisten Muslime dort sind friedliebend. Allerdings gibt es noch immer Terroristen, die den Namen des Islam missbrauchen und voller Gewalt und Intoleranz agieren. Zu ihren Opfern gehören Christen, aber auch Muslime.

Wir lassen die Welt wissen, dass wir beide Pakistani sind: ein muslimischer und ein christlicher Pakistani. Wir entstammen derselben Erde, und wir haben gelernt, in Harmonie miteinander zu leben. Wir beide widmen unser Leben dem Frieden, und es ist gut, dass unsere Bemühungen anerkannt werden. So beraten wir beide die Regierung Pakistans.

Wir wollen gerne vermitteln, wie wir für Harmonie und Frieden arbeiten. Wir sind nicht nur zwei Einzelpersonen, die hierhergekommen sind, sondern in Gedanken sind ganz viele Menschen bei uns, denen es gleichfalls wichtig ist, dass die Angehörigen unserer Religionen in Frieden und Harmonie miteinander leben. Wir arbeiten dafür, das Trennende zwischen uns zu überwinden und Brücken des Verständnisses zu bauen. Wir haben aus der Vergangenheit gelernt und wissen, dass wir heute in Harmonie und Frieden leben müssen.

„Meine Religion und der heilige Koran lehren uns, an alle Propheten zu glauben, auch an Jesus Christus. Ich glaube an die Tora, ich glaube an das Evangelium und ich glaube natürlich an den heiligen Koran. Mir wurde die Ehre zuteil, in der Kathedrale von Freiburg zu sprechen. Ich will noch einmal bestärken, dass ich meine christlichen Brüder und Schwestern liebe. Ihre Freuden sind meine Freuden. Und ihre Leiden sind meine Leiden.“

Maulana Syed Muhammad Abdul Khabir Azad

Bei zwei Selbstmordattentaten vor einer katholischen und einer protestantischen Kirche waren es jeweils muslimische Bodyguards, die ihr Leben hingaben, um ihre christlichen Brüder und Schwestern zu beschützen. Wenn Christen leiden, dann leiden auch die Muslime. Seit dem 11. September 2001 leiden nicht nur die Christen unter den Fundamentalisten, sondern auch die Muslime selbst. Uns geht es darum, dem Land und den Menschen Heilung zu bringen, indem wir für Harmonie und Frieden eintreten.

Dokumente der katholischen Kirche, wie die Konzilserklärung „Nostra Aetate“, die Enzyklika „Pacem in terris“ von Johannes XXIII. und Schreiben von Paul VI. und Johannes Paul II. belegen, wie stark die katholische Kirche sich dem Dialog mit den anderen Religionen geöffnet hat. Papst Johannes Paul II. war es wichtig, den anderen in aller Demut

zu begegnen und von ihnen mehr zu erfahren, von ihnen zu lernen. Als er 1981/82 nach Pakistan reiste, traf er muslimische Geistliche. Die Päpste Paul VI. und Benedikt XVI. besuchten Moscheen, ebenso Papst Franziskus, der schon mehrfach in Moscheen Gast war. Bei einem Gefängnisbesuch war Franziskus nicht nur bei christlichen Gefangenen, sondern auch bei Angehörigen anderer Religionen. Sein Leben ist voller Mitgefühl.



© Friedrich Stark

Treffen des Gemeindepfarrers von Kuru, Nigeria, nach der Sonntagsmesse mit Vertretern der benachbarten Moschee

Im Peace Center der Dominikaner in Lahore werden internationale Konferenzen organisiert, Frauentagungen durchgeführt, Bücher veröffentlicht. Die Bildung ist ein weiteres wichtiges Handlungsfeld des Peace Center. Es ist nötig, Priester und Imame gut auszubilden. Manche der Übergriffe auf Christen lassen sich auf Äußerungen schlecht ausgebildeter Imame in Moscheen zurückführen. Deren Aus- und Weiterbildung ist sehr wichtig, damit sie auch den anderen Religionen Respekt entgegenbringen können. Viele Muslime sehen das auch für sich als Anliegen und wollen mehr über das Christentum und den Dialog der Religionen wissen.

In der pakistanischen Verfassung wird Religionsfreiheit garantiert. Geringe Bildung und Analphabetismus sind große Gegner dieses Grundrechts. Wir müssen den Menschen Bildung bringen, von der Graswurzelebene bis zu den Predigern in den Moscheen. Wir haben bereits viel Arbeit in diesen Bereich investiert, zum Beispiel durch Workshops und Vorträge, aber es bleibt noch vieles zu tun.

Die Erziehung an den weiterführenden Schulen und Universitäten in Pakistan ist gut. Auch viele Madrassa-Schulen, die an Moscheen angegliedert sind, haben einen guten Standard und lehren den respektvollen Umgang mit Angehörigen anderer Religionen. Viele Prediger der Moscheen und viele Lehrer sind sehr offen. Bei ihnen können wir mit Workshops zum interreligiösen Dialog andocken.

Dennoch ist es wichtig, dass sich sowohl Lehrer als auch Schüler noch mehr als bisher auf die Themen interreligiöser Dialog und Frieden einlassen. Es gibt einige Kapitel im Unterrichtsmaterial der Schulen, die anderen Religionen nur wenig Respekt entgegenbringen. Es ist nötig, bei den Behörden darauf hinzuwirken, dass diese Kapitel künftig anders formuliert sind. Es ist immens wichtig, dass schon ab dem Kindergartenalter vermittelt wird, dass alle Religionen zu

respektieren sind. Das muss sich wie ein roter Faden vom Kindergarten bis zur Universität hindurchziehen. Wir setzen uns deshalb auch dafür ein, dass geeignete Unterrichtsmaterialien verwendet werden, und bieten entsprechende Workshops für Lehrer an.

Hier kommt auch die Rolle der Medien ins Spiel. Es gibt Publikationen und Fernsehsender, die den Fokus nicht ausreichend auf den Respekt gegenüber anderen Religionen setzen. Hier müssen wir ebenfalls noch Aufklärungsarbeit leisten.

Wir hatten eine Einladung ins Weiße Haus nach Washington, wo Präsident Barack Obama sich von verschiedenen Organisationen aus aller Welt über das Thema Interreligiöses Lernen informieren lassen wollte. Wir waren uns einig, dass Religion keinen Grund für Hass liefern darf, sondern dass sie im Gegenteil der weltweiten Verständigung unter den Menschen dienen soll. Es ist gut, wenn Christen, Muslime, Juden und andere miteinander in Kontakt stehen und den interreligiösen Dialog voranbringen. Und es ist wichtig, dass dies quer durch alle Altersgruppen im Bildungssektor verankert wird.

Deutschland und Pakistan können vieles voneinander lernen. In Pakistan sind die Muslime in der Mehrheit, die Christen in der Minderheit, in Deutschland ist es genau umgekehrt. Im Verhältnis der beiden Religionen können viele Blumen erblühen, wenn wir respektvoll und in Harmonie aufeinander zugehen, auch wenn es Schwierigkeiten dabei gibt.

Der Text entstammt einem redaktionell bearbeiteten Doppelinterview, das Dr. Gabriele Riffert mit P. Chennan und Großimam Azad am 10. November 2015 in München geführt hat.

Ergänzender Hinweis:

Einen ausführlichen Beitrag von James Channan zu den Christen im Kontext des Islams in Pakistan finden Sie in der 2. Ausgabe der missio konkret von 2014, S. 11f., online abrufbar unter <http://www.missio.com/bildung/publikationen/>.

» Auf dem Weg zur Teilhabe «

von Agnes Calda Ranzinger

Migration bedeutet einen schwerwiegenden Einschnitt im Leben von Menschen. Der Soziologe Peter L. Berger schrieb über die „erstaunliche Transformation von Selbstbild und Identitätsgefühl, die die Folge einer simplen Wohnsitzveränderung sein kann“. Vertraute Lebenskontexte, Verhaltensmuster und Wertvorstellungen erscheinen plötzlich in einem anderen Licht.

Welchen schwerwiegenden Einschnitt im Leben die Migration bewirkt, habe ich selbst erfahren, als ich im Herbst 1983 von den Philippinen nach Deutschland kam. Meine Anstellung 1985 bei Sonolux/Missio München begünstigte zwar meinen eigenen Integrationsprozess, aber das Fehlen von Integrationsmaßnahmen habe ich damals trotzdem gespürt.

Selbstorganisation und Selbsthilfe

In einem Informationsaustausch unter Migrantinnen 1986 in München wurden viele Fragen rege diskutiert. Warum bekommt eine Migrantin nur eine befristete Aufenthaltserlaubnis, auch wenn sie mit einem Deutschen verheiratet ist? Wer bietet Deutschkurse für Migrantinnen an? Kann eine Migrantin hier als Psychologin arbeiten? Etliche Fragen blieben offen. Die Diskussionsteilnehmerinnen erkannten die Notwendigkeit, Information und Integrationshilfe anzubieten und sich gegenseitig zu unterstützen, um die Schwierigkeiten, die Migration nach sich zieht, zu verringern. Daraufhin gründeten sie die philippinische Selbsthilfegruppe *Tuloy-Tulungan*. Der Name bedeutet so viel wie „Komm rein, lass uns einander helfen“.

Selbsthilfe und Selbstorganisation führen Migrantinnen zur Entdeckung ihres Potenzials und setzen unglaublich viel Energie frei, die für die Integrationsarbeit unentbehrlich ist. Die Integrationsbereitschaft vieler Migrantinnen ist groß. Ihre Fähigkeiten und Kompetenzen sind weit reichend.

Sie unterstützen sich gegenseitig, und wenn möglich versuchen sie, Probleme im Vorfeld institutioneller Hilfe gemeinsam zu lösen. In den Migrantinnen-Selbsthilfegruppen werden Möglichkeiten und Wege zur Integration nicht nur aufgezeigt, sondern auch „mitemlebt“. Migrantinnen informieren, beraten und begleiten Migrantinnen.

Tuloy-Tulungan, die Selbsthilfegruppe philippinischer Frauen in München, ist eine von vielen Migrantinnen-



Migrantinnen nehmen an einer von IN VIA KOFIZA durchgeführten Schreibwerkstatt teil

© Agnes Calda Ranzinger

gruppen, die sich in Bayern im Laufe der Zeit gebildet haben. Gemeinsam veranstalteten wir themenbezogene Kaffeetreffs, die im Pfarrsaal der St. Paul-Kirche in München stattfanden. Bei Behördengängen begleiteten wir andere Migrantinnen. Wir waren als Dolmetscherinnen vor Gericht, in Ämtern und Krankenhäusern tätig. Dann wurde uns klar, dass auch präventive Arbeit erforderlich ist. Hierzu war es unerlässlich, uns selbst zu organisieren und zu handeln. Wir standen vor einer großen Herausforderung.

Migrantinnen brauchen aber auch eine Stelle, die ihnen bei ihren Integrationsbemühungen hilft und ihnen Zugang zu Information und anderen Ressourcen, die sie für ihre Lebensplanung benötigen, ermöglicht. Politische, strukturelle und finanzielle Hindernisse müssen überwunden werden.

Von Selbsthilfe zur Institutionalisierung

Das Engagement und die Erfahrungen der philippinischen Selbsthilfegruppe in München legten die Basis für das Arbeitskonzept einer Anlaufstelle für außereuropäische Migrantinnen in Bayern. Mit Hilfe kirchlicher Mittel wurde die IN VIA KOFIZA (Kontakt-, Förderungs- und Integrationszentrum für außereuropäische Frauen) Landesstelle Bayern in Trägerschaft von IN VIA Bayern e.V. Katholischer Verband für Mädchen- und Frauensozialarbeit im Juni 1989 in München eingerichtet.

Die zentrale Aufgabe der IN VIA KOFIZA Landesstelle Bayern ist seither der Aufbau eines landesweiten Beratungsdienstes für Migrantinnen aus außereuropäischen Ländern. Dies beinhaltet Informationsarbeit, Einzelhilfeleistung und Krisenintervention. Darüber hinaus unterstützt die IN VIA KOFIZA Landesstelle Bayern Initiativen von Migrantinnen, sich selbst zu organisieren. Heute gibt es IN VIA KOFIZA-Stellen in München, Nürnberg und Würzburg, die mit hauptamtlichen Mitarbeiterinnen besetzt sind. Beratungsgespräche werden von internationalen Teams aus Fachkräften und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen mit diversen kulturellen Hintergründen in verschiedenen Sprachen angeboten.

Das Arbeitsfeld

In ganz Bayern zählen 17 Selbsthilfeorganisationen von Migrantinnen verschiedener Nationalitäten zum Netzwerk von IN VIA KOFIZA. Alphabetisierungs- und Deutschkurse für Migrantinnen, Frauenkurse zu verschiedensten Themen, wie Mehrsprachigkeit in der Kindererziehung oder umweltschonende Haushaltsführung werden durchgeführt.

In Zusammenarbeit mit den IN VIA KOFIZA-Stellen organisieren ehrenamtliche Mitarbeiterinnen vor Ort in Städten wie Kempten, Nürnberg, Regensburg oder Würzburg Veranstaltungen, die nicht nur Migrantinnen und deren Angehörige, sondern auch die breite deutsche Öffentlichkeit ansprechen. In den Begegnungen werden Themen wie Fremdheitsempfinden und Abbau von Vorurteilen, Unterschiede und Gemeinsamkeiten, Herausforderungen und Möglichkeiten des interkulturellen Zusammenlebens diskutiert.

Die Arbeit hat zugenommen, neue Aufgabenbereiche und Projekte werden entwickelt. So wird die Elternkompetenz in dem Erziehungshilfeprojekt gestärkt. In dem Community-Organizing-Projekt werden Migrantinnen-Selbsthilfeorganisationen vor Ort bei ihrer Vernetzungsarbeit in den Stadtteilen begleitet. Die Schreibwerkstatt bietet Migrantinnen einen Raum, in dem sie über ihre Erfahrungen mit der Migration und auf dem Weg zur Teilhabe am öffentlichen Leben in Deutschland nachdenken und schreiben können.

Als Integrationsstifterin will sich IN VIA KOFIZA jetzt in der Flüchtlingshilfe engagieren. Migrantinnen, die schon länger in Deutschland leben, können gut verstehen, wie sich die Neuangekommenen fühlen – ihre Unsicherheit, ihre Ängste in einer unbekanntem Umgebung. Ihre Sprachkenntnisse, die Vertrautheit mit dem Wohnort, die Erfahrung mit Behörden u.a. können Migrantinnen bei der Begleitung von Flüchtlingsfrauen gut einsetzen. Die aktive Beteiligung von Migrantinnen an der Durchführung von Hilfsmaßnahmen vor Ort verspricht eine große Wirkung. Begleitet werden geflüchtete Frauen von Migrantinnen, die selbst den Weg zur Integration gegangen sind. Die Willkommenskultur wird hierdurch exemplarisch dargestellt. Bei den geflüchteten Frauen kann sich ein erstes Zugehörigkeitsgefühl zu ihrer neuen Umgebung entwickeln.

Integration durch Partizipation

Die Migration von Menschen gehört zum Bild einer globalisierten Welt. Die Veränderung sozialer Strukturen und Systeme wird unvermeidbar, neue soziale Kräfte entstehen und gesellschaftliche Prozesse werden in Gang gesetzt. Hierin liegt eine große Herausforderung und Chance zugleich. Wie sich alle Beteiligten – Einheimische und Zugewanderte – dieser Herausforderung stellen, ist eine entscheidende Frage.

Wenn wir es mit der Integration erst meinen, dann ist es wichtig, den Dialog zu suchen. Die Begegnung bietet Zugewanderten und Einheimischen zugleich die Chance, voneinander zu wissen und zu lernen. Eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe kann sich entwickeln, und gemeinsam können sie ihren Lebensraum gestalten. Hier kann die Teilhabe von Migrantinnen in die Alltagskultur hineinwachsen und zu einer tieferen Verwurzelung der Migrantinnen in der deutschen Gesellschaft führen.

Partizipation bedeutet für Migrantinnen, Wurzeln zu schlagen, dort präsent zu sein und wahrgenommen zu werden, wo sich Menschen unterschiedlicher Herkunft begegnen und zusammenleben. Migrantinnen können und wollen einen Beitrag zur gemeinsamen Gestaltung einer offenen, pluralen Gesellschaft leisten.



Agnes Calda Ranzinger

Nach ihrem Studium der Geschichte an der University of the Philippines arbeitete sie an diversen Studien zum Thema Frauen und Gesellschaft mit. Seit Herbst 1983 wohnt sie in Deutschland und ist 1989 Mitbegründerin von IN VIA KOFIZA.

» Heimat in der Fremde «

von Sebastian Kistler

Vorbereitung und Material

Kerze, Gotteslob, Kopien des liturgischen Impulses

Eröffnung:

Lied (Kanon): *Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind (GL 716)*

V: Wir sind heute zu diesem Gebet zusammengekommen, um kurz durchzuatmen und uns auf das zu besinnen, was uns Halt gibt und uns wichtig ist: Der Glaube an den dreifaltigen Gott ist ein Anker in unserem Leben, der uns immer Halt gibt, wie sehr uns der Alltag auch fordert. Er ist ein Stück Heimat für die Seele und die Gewissheit „Gott ist bei uns!“. Als Bild für Gottes Gegenwart entzünden wir die Kerze in unserer Mitte.

Kerze wird angezündet



© Rainer Sturm/pixelio.de

V: Beginnen wir dieses Gebet im Hinblick auf den, der uns immer und überall Heimat bei sich schenkt: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

A: Amen.

Impuls 1:

L1: Liebesgedicht einer Studentin

Die Ferien stehen bevor und aus den Augen der Kommilitonen leuchtet Vorfreude: Eine Woche in die Heimat fahren. Die Familie um sich haben, Haustiere und Freunde wiedersehen. Und obwohl ich noch zu Hause wohne und jeden Abend dorthin fahre, schleicht sich ein Wehmutgefühl ein. Dabei fühle ich mich wohl dort, wo ich jeden Grashalm kenne, jeden Menschen, jeden Hund und jede Kuh mit Namen ansprechen könnte. Meine Heimat.

Trotzdem werde ich traurig, sobald andere Menschen anfangen von "Zuhause" zu reden. Und warum? Weil Heimat mehr ist als der Ort, an dem man geboren und aufgewachsen ist. Mehr als der Ort, an dem man einen Großteil seines Lebens verbracht hat. Heimat ist nicht immer dort, wo der Name auf dem Klingelschild steht. Ebenso wenig ist Heimat immer die Adresse, die man als

Absender auf einen Briefumschlag schreibt. Heimat ist nicht immer der Ort, an dem man regelmäßig aufwacht und sich abends wieder schlafen legt.

Für mich ist Heimat der Ort, an den ich zurückkehren möchte, von wo auch immer ich gerade komme. Der Ort, an dem ich mich geborgen fühle, an den ich denke und von dem ich träume, wenn ich nicht dort sein kann. Doch manchmal – wie in meinem Fall – ist mit Heimat auch kein konkreter Ort gemeint. Manchmal ist Heimat der Mensch, den man am meisten liebt, denn bei ihm fühlt man sich sicher, geborgen, geliebt und einfach zu Hause.

Und wie meine Kommilitonen Heimweh nach ihrer Heimat und ihren Familien haben, habe ich Heimweh nach dir, meinem Geliebten. Weil du mein Gefühl von Heimat bist.

(Quelle: *sternenmaedchen92, Stern Neon Community; leicht verändert; siehe unter <http://www.neon.de/artikel/fuehlen/liebe/heimat-ist-ein-gefuehl/1024478>, 15.03.2016)*

Impuls 2:

Psalm „Die Freude am Heiligtum“ (Ps 84)

GL 653, 3-4: *gesungen oder gesprochen (im Wechsel in zwei Gruppen)*

Impuls 3:

Schrifttext „Von der Nachfolge“ (Mt 8,18-20)

L2: Als Jesus die vielen Menschen sah, die um ihn waren, befahl er, ans andere Ufer zu fahren. Da kam ein Schriftgelehrter zu ihm und sagte: Meister, ich will dir folgen, wohin du auch gehst. Jesus antwortete ihm: Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.

Betrachtung:

V: Wir haben nun drei Texte mit einem Bezug zum Thema „Heimat“ kennengelernt. Die verliebte Studentin findet Heimat in ihrem Elternhaus, dort, wo sie jeden Grashalm kennt und jeden Hund mit Namen ansprechen kann. Dennoch ist ihr diese vertraute Heimat zu klein geworden. Sie fühlt sich erst bei ihrem Freund richtig wohl, angekommen und zu Hause. Allein schon, wenn sie an ihn denkt, stellt sich bei ihr das Gefühl des Geborgenseins ein.

Der Psalm, den wir gesungen/gebetet haben, bezeichnet den Tempel als die Wohnung und die Heimat eines Juden. Wie der Sperling und die Schwalbe ein Nest für ihre Jungen finden, so ist der Gläubige geborgen und behütet im Haus Gottes. Dort findet er Kraft und Trost.

Vermutlich hat sich der Schriftgelehrte, der Jesus nach der rechten Nachfolge fragte, eine ähnliche Antwort erhofft. Doch Jesus macht klar, dass wer ihm nachfolgt, sich in seinem Glauben nicht allein in den Tempel zurückziehen kann. Christ sein bedeutet, in die Welt hinauszugehen. So wie der Menschensohn keinen Ort hat, an dem er sein Haupt hinlegen kann, sind wir dazu aufgefordert, über unseren Tellerrand hinauszuschauen, die ganze Welt als Heimat zu begreifen, uns mit der frohen Botschaft aufzumachen in die Fremde.

Zurzeit kommen viele Menschen zu uns und suchen eine Zuflucht. Durch Krieg und Verfolgung sind viele von ihnen fremd und heimatlos geworden, mussten vieles zurücklassen. Die Zeit, in der sie als Flüchtlinge in Europa Aufnahme finden, ist für die meisten eine Mischung aus Heimweh und dem Finden einer neuen Heimat. Als Christen, die zum Aufbruch aufgefordert sind, ruft uns die Solidarität zum Verständnis der inneren Zerrissenheit dieser Menschen. Verständnis ist vielleicht der Beginn von Humanität und davon, unsere Kultur auch für Fremde Heimat werden zu lassen.

Gedanke:

V: Was bedeutet Heimat für mich? Wo oder bei wem finde ich sie? Ist sie das mir Vertraute oder nicht eher ein Sehnsuchtsort in der Fremde?

Nehmen wir uns ein paar Minuten Zeit, um über unsere Vorstellung von Heimat nachzudenken. Im Anschluss an die Stille ist jede und jeder eingeladen, seine eigene Interpretation von Heimat auszusprechen oder eines der unten angeführten Zitate vorzulesen.

Kurze Stille

Eigene Vorstellung von Heimat:

A: Heimat ist für mich ...

Heimat finde ich in der Fremde, wenn ...

Zitate:

- „Am Tage, da ich meinen Pass verlor, entdeckte ich mit achtundfünfzig Jahren, dass man mit seiner Heimat mehr verliert als einen Fleck umgrenzter Erde.“ (Stefan Zweig)
- „Heimat ist kein Ort, Heimat ist ein Gefühl!“ (Herbert Grönemeyer)
- „Meine Heimat gibt mir Kraft – egal, für welche Aufgabe.“ (Kurt Beck)
- „Wo du weg willst, wenn du älter wirst, und zurück willst, wenn du alt bist, das ist Heimat.“ (Sprichwort)
- „Gastsein ist gut. Heimkommen ist besser.“ (aus Gabun)
- „Heimat ist da, wo man sich nicht erklären muss.“ (Johann Gottfried von Herder)
- „Wenn man keine Heimat hat, kann man auch keine verlieren.“ (Ein Obdachloser)
- „Die ganze Welt ist Heimat, wenn du in deinem Herzen wohnst.“ (Andreas Tenzer)

Gebet und Segen:

V: Herr, Du hast Deinen Sohn in die Welt gesandt. Er ist Mensch geworden, hat als unser Bruder unter uns gelebt und uns den Glauben an Dich neu erschlossen. Hilf uns Menschen, weltweit immer mehr zu Schwestern und Brüdern zu werden, so dass uns das Fremde immer mehr zu einem Stück Heimat wird, die uns am Herzen liegt. Darum bitten wir durch Jesus Christus, der mit Dir, dem Vater und dem Heiligen Geist, lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

A: Amen

V: Der Herr segne uns und lasse uns allezeit Heimat bei ihm finden. Das gewähre uns der barmherzige Gott, der Vater und der Sohn und der Heilige Geist.

A: Amen.

Zum Abschluss:

Lied „Ein Haus voll Glorie schauet weit über alle Land“ (GL 478, 1, 4-5)



Dipl. Theol.
Sebastian Kistler M.A.

Referent für Erwachsenen-
bildung bei missio
München.

» So lebt Sharifa aus Uganda «

In den Lebensalltag einer Schülerin aus Uganda eintauchen

von Anja Sieber

Die Stunde auf einen Blick

- Sich mit authentischen Bildern und Gegenständen in **einen ugandischen Lebensalltag einfühlen.**
- Den Lebensalltag einer Schülerin aus Uganda **mit der eigenen Lebensweise** vergleichen.
- Musikalität und Rhythmusgefühl durch **Bodypercussion und gemeinsames Singen** fördern.

Lehrplanbezug: Mittelschule Bayern

- K 5.6** Menschen in Not – Begegnung kann verändern (Was wir tun können – kleine Schritte zum Mitmachen finden.)
- K 6.5** Mit Anforderungen umgehen – Orientierung für unser Handeln finden (Das Leben schützen und fördern: biblische Anforderungen und Weisungen Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe)
- K 8.2** Wofür ist die Kirche da – Hilfen zum Leben (In der Einen Welt leben – Einsatz für Gerechtigkeit und Friede)

Informationen für Lehrer

Der Lebensalltag vieler ugandischer Kinder und Jugendlicher unterscheidet sich von dem der meisten deutschen Altersgenossen. In der Unterrichtsstunde lernen die Schüler das afrikanische Mädchen Sharifa kennen. Sharifa erzählt von ihrem Lebensalltag: Lernen in der Schule, Spielen mit Freunden, Mittagessen mit der Familie. Bilder, Gegenstände und landestypische Rhythmen bringen ein wenig ugandisches Lebensgefühl ins Klassenzimmer. So reflektieren die Schüler spielerisch über das Fremde und finden auch Parallelen zu ihrem Leben. Die meisten Jugendlichen nehmen Uganda als unbekanntes und exotisches Land wahr. Der Binnenstaat in Ostafrika, der unter anderem an Kenia, Tansania und Ruanda angrenzt, ist mit einem Staatsgebiet von 241 038 km² ungefähr so groß wie die alten Länder der BRD. Die abwechslungsreiche Landschaft zeigt Berge bis über 5.000 m, Seen, Wasserfälle und 10 Nationalparks, in denen Touristen wie auch Einheimische die vielfältige Tier-



Uganda-Karte

und Pflanzenwelt Ugandas bestaunen. Die jüngere Geschichte Ugandas war von Schreckensherrschaft und kriegerischen Auseinandersetzungen geprägt. Eine große Anzahl verschiedener Ethnien mit unterschiedlichen politischen Systemen und Kulturen trifft aufeinander und führte zu blutigen Konflikten. Und noch immer hat das Land große Konflikte zu bewältigen: Ein Bürgerkrieg im Norden führt zu 1,5 Mio. Binnenflüchtlingen, Korruption ist in den politischen Systemen vorherrschend, wodurch die wirtschaftliche Entwicklung gehemmt ist. 82 Prozent der mehr als 26 Millionen Ugander leben von der Landwirtschaft, obwohl sie nur 23,6 Prozent des BIP ausmacht. Pro 1.000 Einwohner gibt es 0,08 Ärzte, 56 Prozent der Bevölkerung haben Zugang zu sauberem Trinkwasser und 41 Prozent zu Sanitäreinrichtungen.



Alltag in einer ugandischen Schule: Kartenspielen in der Pause

Hauptlernziele

Die Schüler sollen...

- einen Einblick in den Alltag einer ugandischen Schülerin auf dem Land bekommen.
- die Lebensweise ihrer ugandischen Altersgenossin mit ihrer eigenen vergleichen und sich so auch der Auswirkung wirtschaftlicher Situationen auf den Alltag bewusst werden.
- sich durch Gesang und Bodypercussion in die ugandische Alltagskultur einfühlen.

Inhalte	Methoden	Medien
<p>Einstieg Der Lehrer hat vor der Stunde ein Bodenbild zum Thema Uganda gestaltet. Dazu ordnet er die rechts aufgeführten Medien an.</p> <p>⇒ Die Schüler befinden sich im Sitzkreis um das Bodenbild und äußern Vermutungen zum Stundenthema.</p> <p>⇒ Hinführung zum Stundenthema:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Geographische Verortung Ugandas auf der Karte • Bild von Sharifa 	UG	Tuch, Trommeln, Rasseln, Wasserkanister, Kleid, Bananenblattball, Bilder
<p>Erarbeitung: Im geführten UG lernen die Schüler den Lebensalltag von Sharifa anhand von Bildern und Gegenständen kennen.</p> <p>Anschließend spüren die Schüler einzelne Situationen nach und vergleichen sie mit ihrem Lebensalltag.</p> <p>⇒ Tragen eines vollen Wasserkanisters und Kennenlernen eines Brunnens</p> <p>⇒ Vergleichen des afrikanischen Klassenzimmers mit dem deutschen</p> <p>⇒ Nachstellen der Szene am Mittagstisch</p> <p>⇒ Kennenlernen von afrikanischem Spielzeug und Musikinstrumenten</p>	UG GA	M1 AB (Internet) + Kanister + Trommeln, Rasseln, Bananenblätter-Ball
<p>Vertiefung/Abschluss: Die Schüler singen und begleiten den Song „Siyahamba“ durch Bodypercussion.</p> <p>⇒ Mögliche Differenzierung: Einige Schüler bekommen Trommeln oder Rasseln.</p> <p>⇒ Lehrer begleitet mit Gitarre (Akkorde, Noten und Text: http://www.8notes.com/school/scores/choir/siyahambachoir.gif)</p>	EA	M1 AB (Internet) Liedblatt „Siyahamba“

M1 So lebt Sharifa aus Uganda

Arbeitsauftrag:

Das ist Sharifa. Sie ist in etwa in eurem Alter und lebt in einer ländlichen Gegend Ugandas. Die Stationen auf diesem Arbeitsblatt führen euch durch einen typischen Wochentag in Sharifas Leben.



© Anja Sieber

Vergleicht an jeder Station Sharifas Alltag mit eurem eigenen: Wo findet ihr Unterschiede, was gestaltet sich ähnlich?

Diesen Beitrag finden Sie in voller Länge im Internet.

Bitte klicken Sie auf

www.missio-konkret.de



Anja Sieber

Lehrerin für Katholische Religionslehre an Mittelschulen; im Rahmen eines Austauschprogramms unterrichtete sie an der Emmaus-Schule in Katikamu/ Uganda.

» Mein Zuhause – dein Zuhause. Komm zu mir in mein Haus, von Herzen lade ich dich ein! «

von Kerstin Lerner

Hinführung

Seit Oktober 2015 betreue ich mit weiteren Personen christliche Flüchtlinge aus Syrien. Hauptsächlich kümmere ich mich um die Familien, berate bei der Unterbringung der Kinder im Kindergarten, begleite sie zu Arztbesuchen und bei manch anderen Dingen.

Anfänglich war die Sprache die größte Barriere, die es zu überwinden gab und natürlich immer noch gibt. Ein neues Land, eine neue Kultur, eine neue Sprache.

Bereits nach den ersten Treffen wurde ich immer wieder zu den Familien nach Hause eingeladen, noch einen Kaffee trinken, Frühstück, Abendessen und sogar am 25. Dezember, um am Abend gemeinsam das Weihnachtsfest zu feiern. Im Haus der Familien darf ich immer wieder neu die syrische Gastfreundschaft und Kultur kennenlernen, höre aber auch von den schrecklichen Erlebnissen in der Heimat, der Angst und der Sorge um zurückgebliebene Verwandte. Ich bin erstaunt über das große Vertrauen, das mir entgegengebracht wird, und die Familien sind froh über die Begleitung in der „neuen Heimat“. Angekommen in Deutschland, zeigen sie mir immer wieder Bilder von ihren Häusern, Wohnungen, Arbeitsstätten in Syrien, die mit vielen Erinnerungen verbunden



© Kerstin Lerner

Kinder spielen, wie sie einander Zuhause besuchen.

sind. So sind einige Unterschiede zu unseren europäischen Häusern und Einrichtungsstilen zu erkennen. Während des Erzählens fühle ich mich oft hineingenommen in die syrische Kultur, das Essen und die Lieder und kann mir das Leben dort in friedlichen Zeiten vor meinem inneren Auge

gut vorstellen. Gerne verweile ich dort, genieße die Gastfreundschaft und lasse mich in eine andere Welt mit hineinnehmen. Doch wie schön ist es dann auch, wieder in die eigenen vier Wände zurückzukehren!

Zeitgleich halte ich Fortbildungen für Erzieherinnen aus Kindertageseinrichtungen ab, wo bereits erste Flüchtlingskinder in die Gruppen kommen, und konnte so auch erste Erfahrungen mit dem Praxisfeld Kindergarten aus der Sicht von Erzieherinnen sammeln. Viele Schwierigkeiten gibt es zu bewältigen, aber auch wunderbare Begegnungen werden geschildert. So bietet der Kindergarten allen die Möglichkeit, einander kennen zu lernen. Die Scheu vor dem Fremden kann in der persönlichen Begegnung kleiner werden, und wertschätzendes Miteinander (Integration) kann mit der Beteiligung Vieler gelingen.

In der nachfolgenden Anschauung spielen die Kinder, wie sie einander zu Hause besuchen. Sie erzählen von Festen und Ritualen, werden zum Gast und spielen den Gastgeber. Vielleicht regt dieser symbolische Besuch im Kindergarten dazu an, Familien tatsächlich in ihrem Haus, ihrer Wohnung zu besuchen. Damit dies auf der Ebene der Elternarbeit gelingen kann, braucht es viel Offenheit, Vertrauen, Wertschätzung und Wohlwollen der Eltern untereinander. Dass dies gelingen mag, wünsche ich uns und den Familien, die zu uns kommen.

Material

Seil 8m lang, quadratische Baumwolltücher je nach Anzahl der teilnehmenden Personen, unterschiedliches Legematerial, Kerze.

Erlebnisgestaltung

Einheit 1

„Sich versammeln – sammeln“

- Die Kinder sitzen im Kreis, ein Kind beginnt, geht umher und begrüßt ein anderes Kind zu nachfolgendem Liedruf, sie stellen sich gegenseitig vor, mit Name, Herkunft und was sie von sich sagen möchten, dann verabschieden wir uns voneinander. Nun geht dieses Kind voran und sucht sich das nächste, bis alle Kinder in der Schlange gehen.
- Wir werden zum Kreis, verbinden uns mit den Händen und singen das Lied nochmals gemeinsam.

Sprech-Ruf:

Ich geh zu dir, du gehst zu mir – zusammen, zusammen sagen wir, schön, dass wir uns heute sehn, schön, dass wir uns heute sehn. Ich komm zu dir, du kommst zu mir, wir sind heut beisammen!

Kinder der Einen Welt

Wir haben uns auf den Weg gemacht – aus verschiedenen Orten, aus verschiedenen Richtungen sind wir gekommen, um gemeinsam Zeit im Kindergarten oder in der Schule zu verbringen, um Spaß zu haben, um Freunde zu sehen und uns zu freuen. Das verbindet uns miteinander.



Alle Bilder: © Kerstin Lerner

Als Zeichen der Verbundenheit wird ein Seil noch als „zusammengerollter Ball“ gebracht, und die Kinder entwickeln das Seil, indem es vom einen zum anderen im Kreis weitergereicht wird.



Die Verbundenheit wird spürbar und sichtbar, die Seilen werden miteinander verknötet und das Seil wird als Kreis am Boden abgelegt.

Abschließend folgt der Liedruf:
Ich geh zu dir, du gehst zu mir...

Einheit 2

„Meine Heimat – mein Zuhause“

Das Seil, das vom einen zum anderen gewandert ist, weckt verschiedene Assoziationen – wir halten zusammen, jeder hat mitgetragen, jeder ist wichtig, wir sind eine Bande, eine Kindergartengruppe, eine Klasse.

Die Leiterin gibt den Impuls: Ich kenne etwas, was uns alle hier im Kreis, ja alle Menschen auf der Erde verbindet. Ich kenne etwas, was alle Menschen brauchen.

Die Kinder bringen ihre Ideen ein: Luft zum Atmen, Freunde und Eltern haben; Menschen feiern und lachen

zusammen, trösten, haben Gefühle, brauchen Essen und Trinken, einen Platz zum Schlafen, wohnen in einem Haus ...



Wir überlegen, wie Menschen wohnen: Die unterschiedlichen Häuser können mit Schnüren in die Kreismitte gelegt werden, und die anderen Kinder raten, welche Behausung gemeint ist. Manche Menschen wohnen in Häusern aus Ziegeln, andere in Lehmhütten, Zelten, Baumhäusern, Hochhäusern usw.

Alle Kinder aus der Kindergartengruppe haben sich von ihrem Zuhause aus auf den Weg zum Kindergarten gemacht, viele sind zu Fuß gekommen, andere mit dem Auto gebracht worden. Aus verschiedenen Straßen und Häusern sind wir gekommen.

- Wir erinnern uns an unser Zuhause und gestalten mit einem Tuch ein Haus im Inneren des Seilkreises.



- Was ist für mich wichtig in meinem Zuhause? Wer möchte, kann die Augen schließen, und wir gehen in unserer Vorstellung nach Hause. Wir kommen zur Türe herein, schauen uns um, sehen die verschiedenen Zimmer, die Möbel, nehmen vielleicht Düfte oder die Stimmen der Eltern und Geschwister wahr, erinnern uns an vertraute Rituale, vielleicht gibt es bestimmte Wörter, die nur dort gesprochen werden, Lieblings Speisen und vieles mehr. *(Natürlich kann auch hier der Gedanke einfließen, dass Menschen aus ihrem Zuhause fliehen müssen, ihr Land verlassen, weil ihre Häuser zerstört wurden, weil es dort für Leib und Leben zu gefährlich*

geworden ist. Vielleicht sind auch Kinder aus der Gruppe oder der Klasse davon betroffen. Jetzt sind sie hier, und viele finden bei uns ein neues Zuhause – in Sicherheit)

- In Gedanken verweilen wir dort etwas und bedenken, wie es zu Hause aussieht, was uns dort gut gefällt. Dann gestalten wir die Häuser und Wohnungen mit Legematerial aus.



Einheit 3

„Wie werden wir selbst zum Haus?“

Die Eigenschaften des Hauses werden bedacht. Das Haus ist fest gebaut auf einem guten Fundament, das gibt Halt, es ist gemauert, Stein auf Stein, die Wände geben Schutz, Türen und Fenster hat es auch.

Das Haus hat Öffnungen, die Türen des Zuhauses sind mal offen und mal geschlossen; die Kinder überlegen und spielen pantomimisch, wann das so ist (z. B. lüften, Fenster putzen, einkaufen gehen, Besuch kommt ...).

Manchmal fühlen wir Menschen uns wie ein Haus: wir haben Fenster und Türen. Die Kinder überlegen, was dies sein könnte (Augen, Ohren, Herz, ...). Oft wollen wir unsere Körpertüren weit öffnen, manchmal ist es uns ganz recht, wenn wir die Türen schließen und im Kreis der Familie oder auch alleine sein können. *Die Kinder spielen das Öffnen und Schließen leibhaftig nach und überlegen, wie sie sich dann verhalten, wie sie sich fühlen, wenn z. B. die Tür des Herzens (der Augen, Ohren ...) offen bzw. geschlossen ist.*

Manchmal freuen wir uns, wenn bei uns daheim durch die Haustüre Freunde und Bekannte zu Besuch kommen. Menschen gehen ein und aus, wir besuchen uns gegenseitig.

Es ist immer interessant, in die Häuser und Wohnungen anderer zu schauen. Dort ist meistens vieles anders als bei mir zu Hause. Es gibt eine andere Einrichtung, unterschiedlich viele Menschen wohnen dort, vieles gibt es zu entdecken und zu sehen.



Wir gehen im Kreis und betrachten die vielen Häuser. Vielleicht gibt es eines, das mich besonders interessiert.

Einheit 4

„Ich komme dich besuchen“

Vieles hat interessant ausgesehen, vieles hat uns neugierig gemacht. In so manches Haus möchte man gerne hineingehen, sich mit den Bewohnern unterhalten.

Liedruf:

Komm zu mir in mein Haus, von Herzen lade ich Dich ein.
Komm zu mir in mein Haus, Du sollst mir willkommen sein. (Text und Noten siehe Seite 24)

Wir wollen uns gegenseitig besuchen und überlegen miteinander:



Wie ist es für mich, wenn ich bei jemandem zu Besuch bin? Wie verhalte ich mich als Gast? Ich schaue mich um, bleibe im Raum, gehe nicht in andere Zimmer, sehe, welche Gewohnheiten es gibt, welche Speisen dort gegessen werden. Vielleicht möchte ich den Gastgeber auch etwas fragen.

Wie verhalte ich mich als Gastgeber? Ich begrüße den Besuch, zeige dem Gast die Zimmer, biete Essen und Trinken an, erzähle von meinem Zuhause, antworte auf Fragen, evtl. hören wir Musik, usw.

Kinder der Einen Welt

Es wird gemeinsam gespielt:

Wir schließen uns zu Zweier- oder Dreiergruppen zusammen und gehen zum jeweiligen Haus. Der Gastgeber erklärt den Gästen sein Haus und erzählt.

- Was ist mir zu Hause wertvoll und wichtig? (Gewohnheiten, Rituale usw., wie vorher schon überlegt) Welche Feste werden in der Familie gefeiert?
Es kann der Liedruf gesungen werden: „Komm zu mir in mein Haus...“

- Möglichkeit zur Vertiefung:
In einer zweiten Runde könnte von der Erzieherin der Impuls gegeben werden: Gibt es zu Hause einen Ort oder Zeit zum Beten? Wir denken mit den Kindern auch über unterschiedlichen Glauben, über unterschiedliche Lebenswirklichkeiten nach.

- Was ist den anderen Menschen in ihrem Zuhause wichtig? Die Kinder formulieren das Gehörte neu:
Ich denke, bei Amir zu Hause wird gerne gekocht und miteinander gegessen.
Ich denke, bei Tom wird gerne Musik gemacht.
Ich denke, bei Angie helfen sich alle gerne gegenseitig.
Ich denke, ...
Es kann dazwischen immer wieder der Liedruf gesungen und mit Gesten begleitet werden: „Komm zu mir in mein Haus ...“

Einheit 5

„Was verbindet und unterscheidet uns?“

In der Großgruppe wird bedacht:

Gibt es in den Häusern etwas, was ähnlich ist wie bei mir? Z.B. Platz zum Schlafen, Essen, Wohnen, usw. Wir werden bestimmt überall auf der Erde Menschen finden, die Ähnliches in ihren Häusern haben, wie wir.

Gibt es in den Häusern etwas, was uns unterscheidet? Es ist auch interessant zu sehen, wie andere Menschen leben, wie sie wohnen, was sie erfüllt, wie sie ihr Leben mit Inhalt, Ritualen usw. gefüllt haben.

Liedruf

„Komm zu mir in mein Haus“

G D G C G D

Komm zu mir in mein Haus, von Herzen la-de ich Dich ein.

G D Em C D G

Komm zu mir in mein Haus, Du sollst mir will-kom-men sein.

Einheit 6

„Wir danken für unser Zuhause“

Wir verbinden uns mit den Händen und verbinden somit auch unser Zuhause mit dem Zuhause der anderen Kinder. Mein Zuhause ist anders als dein Zuhause. Und das Zuhause von Fadi ist anders als das Zuhause von Leo.



Wir danken für das Zuhause und für die Menschen, die mit uns wohnen.

Gott sei Dank!

Ringraziamo per la nostra casa e per gli uomini e donne che vivono con noi.

Grazie a dio! (Italienisch)

Nahno naschkor hasa almen-sel wa el nas al lasina jai-schon mana fihi.

Allhamdullila! (Arabisch)



Kerstin Lerner

Lange Jahre Kindergartenleiterin, seit 2005 tätig in der Erzieherfortbildung; Vorsitzende des Instituts für ganzheitlich sinnorientierte Pädagogik (vgl. www.igsp-rpp.net und www.franzkett-verlag.de)



Michael Lüders

Wer den Wind sät – Was westliche Politik im Orient anrichtet

Es ist schon etwas ganz Besonderes: Ein Buch erscheint im Jahr 2015 in der Erstausgabe und liegt zu Beginn des Jahres 2016 bereits in der 16. Auflage vor. Der Politik- und Wirtschaftsberater sowie Präsident der Deutsch-Arabischen Gesellschaft Michael Lüders trifft mit seinem Buch „Wer den Wind sät“ den Nerv der Zeit. Er erklärt die verworrenen Zustände im Nahen Osten ausführlich und in einer leicht verständlichen Sprache. Sein Buch liest sich, wie im Klappentext treffend beschrieben, „wie ein Polit-Thriller – nur leider beschreibt es die Realität“. Das Buch gibt Antworten auf die Fragen, die sich viele politisch interessierte Laien derzeit stellen. Was ist der Arabische Frühling? Wie konnten extremistische Gruppen wie Al-Qaida und der sog. „Islamische Staat“ entstehen? Welche Diktatoren wurden im Nahen Osten von wem gestürzt, und was ist aus diesen Ländern überhaupt geworden?

Die Grundlagen der innerislamischen Verwerfungen zwischen Sunniten und Schiiten werden dabei als gegeben vorausgesetzt. Es handelt sich nicht um ein islamwissenschaftliches Buch, sondern um ein historisch-politisches. Es geht um die Fehler der westlichen Politik im Nahen Osten, dargestellt aus einer westlichen Sicht. Mit historischen Darstellungen und Zitaten aus kürzlich veröffentlichten Geheimdienstdokumenten zeigt Lüders auf, dass die westliche Welt, allen voran die USA, alles andere als unbeteiligt an den Kriegen in Afghanistan, im Irak und Syrien ist. Kriegserklärungen, politische und finanzielle Einflussnahme, das Interesse am Öl, Waffenimporte und geopolitische Strategien machen den Westen mitverantwortlich für mehrere Millionen Tote im Nahen Osten, darunter sehr viele Kinder. Besonders erschreckend ist die Darstellung, dass der Westen durch diese Politik selbst den Nährboden für die Entstehung von Al-Qaida, der Taliban und des sog. „Islamischen Staates“ geschaffen hat und weiter schafft. Der Krieg in Syrien, der sich längst zu einem Stellvertreterkrieg

zwischen den westlichen Staaten, der Türkei und den Golfstaaten auf der einen und Russland, China und dem Iran auf der anderen Seite entwickelt hat, hat nach der Meinung Lüders das Potenzial zum „Weltenbrand“, weil in Syrien grundsätzliche Interessensdifferenzen aufeinandertreffen.

Ein brandaktuelles Buch für alle, die die Hintergründe der täglichen Schreckensmeldungen aus dem Nahen Osten verstehen möchten.

Sebastian Kistler



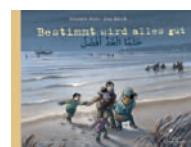
176 Seiten,
Beck Paperback
162016,
ISBN 978-3-406-
67749-6
15,40 €

Mit dem öffentlichen Bewusstwerden der Flüchtlingsbewegungen insbesondere aus Afrika und dem Nahen Osten sind in den letzten zwei Jahren zahlreiche Bücher zum Thema Flucht, Vertreibung und Integration erschienen. Auch viele Kinder- und Jugendbücher greifen die Thematik auf. Durch das Erzählen der Herkunftsgeschichten und die Erklärung kultureller Hintergründe in ihrer Pluralität und Diversität wird auf ein respektvolles Miteinander und auf gegenseitiges Verständnis hingewirkt. Aus den Neuerscheinungen seien hier vier Kinderbücher herausgegriffen und vorgestellt, wobei die ersten beiden schon durch ihre zweisprachige Aufmachung arabisch-deutsch herausstechen.

Kirsten Boie/Jan Birck
Bestimmt wird alles gut

In „Bestimmt wird alles gut“ wird die wahre Geschichte der zehnjährigen Rahaf erzählt, die mit ihrer Familie aus der syrischen Stadt Homs flieht und deren gefährliche Reise – mit dem Boot von Ägypten nach Italien und dann weiter nach Deutschland – von der renommierten Kinder- und Jugendbuchautorin Kirsten Boie nacherzählt und von dem Münchner Trick-

filmkünstler und Cartoonisten Jan Birck warmherzig illustriert wird. Berichtet wird ebenso von den skrupellosen Schleusern, denen es nur ums Geld geht und nicht um das Schicksal der flüchtenden Menschen, von einer schimpfenden Frau im Zug und einem freundlichen Schaffner. Erzählt wird aber auch von den anfänglichen, ganz alltäglichen Schwierigkeiten und seelischen Nöten Rahafs sowie von Emma, die in der Schule Rahafs Freundin wird. Von ihr lernt sie ganz viele neue Wörter, und mit ihr spielt sie Ticken, aber dazu braucht man kein Deutsch zu können ... Es ist eine schwere, obgleich auch wohltuende Geschichte, wie sie viele Kinder erlebten, die in Deutschland Aufnahme gefunden haben, und die von der Hoffnung getragen ist, dass am Ende alles gut wird – bestimmt!



empfohlen ab
6 Jahren, 48 Seiten,
gebundene Ausgabe,
zweisprachig
deutsch-arabisch
mit kleinem Sprach-
führer im Anhang,

Klett Kinderbuch 2016, ISBN 978-3-95470-134-6, 9,95 €

Samira Schafik/Ihab Schakir
**Sonne und Mond:
Wie aus Feinden Freunde wurden**

Eine ganz anders gelagerte Geschichte erzählt in gut verständlicher, geradezu poetischer Sprache das Buch „Sonne und Mond“ der in Kairo lebenden Autorin Samira Schafik; reichhaltig, farbenfroh und höchst ästhetisch illustriert wurde es von ihrem Mann Ihab Schakir, einem der profiliertesten arabischen Bilderbuchillustratoren, der mit seiner Art der Illustration stilbildend für eine ganze Generation von Künstlern in Ägypten wurde. Es ist die Erzählung von Sonne und Mond, in deren beiden Reichen das Leben wunderschön war, zumindest so lange, bis die beiden anfangen, einander zu bekämpfen, obwohl der Grund dafür seltsamerweise schon längst vergessen war. Einmal siegte der Mond, einmal die Sonne – hin und her. Beide Völker waren schlimm davon geplagt. Das eine Mal von der Kälte, das andere Mal von der Hitze.

Das Buch ist somit eine Geschichte von Macht und (grundlosem) Hass, aber auch von allmählicher Verständigung und Versöhnung, von Verschiedenheit und gegenseitiger Ergänzung. Obgleich die arabische Originalausgabe in Ägypten bereits 2005 erschien (2006 zudem mit dem ägyptischen Staatspreis für Kinderliteratur ausgezeichnet), ist es doch ein hochaktuelles Buch, das die Themen Feindschaft und Frieden, Achtung und Toleranz quasi auf der Metaebene behandelt. Kinder werden die Botschaft des Buches wohl verstehen (und hoffentlich auch die Erwachsenen)! Ein insgesamt sehr ansprechendes, kurzum ein einfach schönes Kinderbuch. Prädikat: lohnenswert-lesenswert!



empfohlen ab 5 Jahren, 32 S., gebundene Ausgabe, zweisprachig arabisch-deutsch, Edition Orient 2015, ISBN 978-3-922825-89-0, 15,90 €

Annegert Fuchshuber

Karlinchen. Ein Kind auf der Flucht

Im Mittelpunkt der von Annegert Fuchshuber geschriebenen märchenhaften und von ihr mit ausdrucksvollen Bildern illustrierten Erzählung steht Karlinchen, ein Mädchen, das davonlief, weil Feuer vom Himmel fiel... Doch wer hilft einem Kind, das allein unterwegs ist? Überall stößt es auf Ablehnung, weil es fremd und anders ist; weder die Steinbeißer noch die Nebelkrähen, weder die Seidenschwänze noch die Schaffraffer helfen ihm! Eine tiefgründige, im Kern aber auch gesellschaftskritische Geschichte mit letztlich gutem Ausgang – und das hoffentlich nicht nur im Märchen!



empfohlen ab 5 Jahren, 32 Seiten, Hardcover, Annette Betz Verlag 2016, ISBN 978-3-219-11692-2, 14,95 €

Irena Kobald/Freya Blackwood

Zuhause kann überall sein

Das kleine Mädchen Wildfang musste seine Heimat in Afrika verlassen und vor dem Krieg in ein fernes Land ziehen. Alles erschien Wildfang dort fremd: die Menschen, das Essen, die Tiere und sogar der Wind, am meisten aber die Sprache. Als Fremde in der Fremde empfindet sie sich selbst fremd, als sei sie nicht mehr sie selbst. Wildfang möchte sich am liebsten nur noch in ihre geliebte Decke wickeln, die gewebt ist aus Erinnerungen und Gedanken an zu Hause. Doch als sie im Park ein anderes Mädchen trifft, öffnet sich mit einem Lächeln allmählich das Tor in die bis dahin verschlossenen geliebte fremde Welt. Freundschaft bedarf eben nicht (immer) vieler Worte! Das Mädchen (auffälligerweise ohne Name!) bringt ihr nach und nach die Wörter der fremden Sprache bei. So beginnt Wildfang wieder, eine Decke zu weben aus Freundschaft, neuen Wörtern und neuen Erinnerungen, in der sie sich allmählich genauso zu Hause fühlt.

Inspiriert vom Besuch eines sudanesischen Flüchtlingslagers, erzählt Irena Kobald diese berührende Geschichte, welche von der australischen Illustratorin Freya Blackwood mit ausdrucksstarken Bildern ausgestaltet wurde, in denen, kontrastreich, vornehmlich grau-blaue und orangefarbene Töne dominieren. Ein für die pädagogische Arbeit zum Themenbereich Flucht und Integration insgesamt ansprechendes und gut geeignetes, kurzum wertvolles Bilderbuch, das ab Ende Juni zudem auch auf deutsch-arabisch erhältlich ist (als broschiierte Ausgabe dann zum Preis von 8,95 €).

Christian Mazenik



Empfohlen ab 5 Jahren, 32 Seiten, gebundene Ausgabe, Knesebeck 2015, ISBN 978-3-86873-757-8, 12,95 €

Gerhard Hartmann/Jürgen Holtkamp

Die Kirche und das liebe Geld. Fakten und Hintergründe

Würde die Kirche in Deutschland alle Besitztümer verkaufen und den Erlös an Ärmere weitergeben, dann wäre das zwar eine einmalige Finanzspritze in beachtlicher Höhe. Aber Armutsbekämpfung muss nachhaltig und fortlaufend erfolgen. Deshalb ist der verantwortungsbewusste und dauerhafte Einsatz finanzieller Ressourcen angesagt, nicht eine einmalige finanzielle Großtat. Auch wenn Kritiker gerne gegen das deutsche Kirchensteuermodell argumentieren, so hat es für alle Beteiligten doch viele Vorteile: Der Staat erhält von den Kirchen einen soliden Beitrag für sein Mitwirken am Kirchensteuereinzug. Die Kirchen erhalten vom Staat die aktuellen Daten, und die Gläubigen leisten fortlaufend ihren Beitrag, damit die Kirche ihre vielfältigen Aufgaben – etwa auf dem Gebiet der Caritas – erfüllen kann. Das Buch, das nach dem „Limburger Skandal“ um die Sanierung des Bischofssitzes entstand, vermittelt einen guten Überblick über die Finanzen der Kirche. Auf einen kurzen historischen Streifzug folgt ein Überblick über die Kirchensteuer in Deutschland, von ihrer Einführung bis zur Funktionsweise des Systems. Auch über die Finanzierung der katholischen Kirche in anderen Ländern von der Schweiz bis nach Korea erhalten die Leser wertvolle Informationen. Strittige Punkte und zukunftsweisende Überlegungen finden sich im Schlussteil. Ein empfehlenswertes und detailreiches Buch.

Gabriele Riffert



312 Seiten, broschiierte Ausgabe, Topos premium 2015, ISBN 978-3-8367-0001-6, 19,95 €

P-Seminar aus Laufen sammelt über 1.800 Euro für missio-Flüchtlingsprojekt

Sich für Gerechtigkeit stark machen und sich als Weltkirche solidarisch zeigen – theoretische Begriffe, die 14 Schüler des P-Seminars „mission possible“ des Rottmayr-Gymnasiums im oberbayerischen Laufen gemeinsam mit missio in die Praxis umgesetzt haben. Zwei Jahre lang informierten die Jugendlichen sich über die Situation von Flüchtlingen in Uganda und sammelten in kreativen Aktionen stolze 1.830,05 EUR Spenden für die missio-Projektpartner vom Jesuit Refugee-Service in Kampala/Uganda.

Bald nach Beginn des Seminars waren die Schüler sich einig, dass sie hierzulande über den Alltag von Menschen in anderen Ländern aufklären und aktiv Spenden sammeln wollten. Schnell war missio als Partner mit im Boot. Im Haus der Weltkirche in München informierten missio-Bildungsreferenten die Seminarklasse über die Arbeit und die theologischen Grundlagen des internationalen Hilfswerks. In den folgenden Workshops bekamen die Schüler auch vor Ort in Laufen praktische Hilfe: Wie werden effektiv Spenden gesammelt? Was muss auf einem guten Flyer stehen, und wie informiere ich richtig über Lebensverhältnisse in entfernten Regionen?

missio als Partner Ihres P-Seminars

Gewinnen Sie missio kostenfrei als Dauerpartner für Ihr P-Seminar, oder buchen Sie uns für einzelne Einheiten! Unsere Referenten bieten ein breites Portfolio weltkirchlicher Themen an (siehe unter www.missio.com/bildung/). Gerne beraten und begleiten wir Ihr P-Seminar auch aus Marketing-Sicht: Welche Hilfsprojekte kann ich unterstützen, was gehört zu einer guten Spendenaktion und wie führe ich sie durch?

Interesse an missio als Partner für Ihr P-Seminar?

Kontakt: Ursula Sterr • Tel.: 089/5162-238 • E-Mail: u.sterr@missio.de
Weitere Infos unter: www.missio.com/bildung/



VORANKÜNDIGUNG

Stretching the body – stretching the soul

Mit Leib und Seele Gott erspüren

Die Seele tanzen lassen und mit dem Leib beten, ist eine spannende Erfahrung, zu der dieser Workshop einlädt. Körperliche Übungen, die aus dem klassischen indischen Tanz stammen, und Yoga-Elemente sowie Atemübungen integrieren, eröffnen eine neue Dimension von Spiritualität. In einer Atmosphäre der Entspannung spüren Sie Gottes Dasein in Ihrem Leben nach. Gott in allen Dingen finden und mit Körper, Geist und Seele preisen, ist das Lebensmotto von Pater Saju.

Evangelisches Bildungszentrum
Hermannsburg

Freitag, 14. Oktober 2016,
16:00 Uhr bis
Sonntag, 16. Oktober 2016,
16:00 Uhr

Bildungszentrum

Kardinal-Döpfner-Haus, Freising

Freitag, 21. Oktober 2016,
16.00 Uhr bis
Sonntag, 23. Oktober 2016,
16.00 Uhr



Weitere Informationen:
Marion Roppelt,
Tel. 089/51 62-207
m.roppelt@missio.de



Heimat:
sonnige Landschaften,
gewohnte Farben,
fühlbare Töne,
betörende Gerüche.
Ein stabilisierender Rahmen,
der Sicherheit im Da-Sein gibt!

Heimat:
liebvolle Menschen,
vertraute Traditionen,
bekannte Mentalitäten,
liebgewordene Gewohnheiten.
Eine verstehbare Nahwelt,
die Verlässlichkeit im Da-Sein schafft!

Heimat:
von Gott geschaffen,
von Menschen gestaltet,
in ihrer Vielfalt und Buntheit?
Ihr so fern, und doch so nah!

Christian Mazenik